Germ. sp,
364
9

Germ. sp. 364 g/= Reinbeck

<36611392170019

<36611392170019

Bayer. Staatsbibliothek

Heidelberg

und

seine Umgebungen

im Sommer 1807.

*

in Briefen

von

G. Reinbeck.

Nebst einem merkwürdigen Beitrage zum Prozesse der Publicität gegen ihre Widersacher, und einer Beilage.

Tübingen
in der Cotta'schen Buchhandlung.
1808.

272 B

Diese Briefe über Heidelberg und seine Umgebungen gehören zu einem größern Ganzen. Sie wurden, mit Ausnahme des 2. 6. 7. u. 12., welche hier zum erstenmale abgedruckt sind, unter dem Titel: Bruchstücke aus einer Reise durch Deutschland, die nächstens im Drucke erscheinen wird, ins Morgenblatt eingerückt und veranlaßten, ganz wider meine Absicht und wie ich mir bewußt bin ohne ihre Schuld, die noch wohl in jeder Literatur unerhörte Erscheinung, daß achtzehn Männer nicht nur gegen den Verfasser, sondern auch gegen die Redaktion des Blattes, in welchem sie aufgenommen waren, ja sogar gegen den Verleger dieses Blattes auf eine Art auf-

traten, welche selbst, wenn sie die gerechteste Sache gehabt hätten, nur den allgemeinen Unwillen zu erregen vermogte. — Ich erklärte mich öffentlich darüber und dies thaten gleichfalls Redaktion und Verleger des Morgenblattes. — Diese gegenseitigen Erklärungen wurden fast allen bedeutenden öffentlichen Zeitungen einverleibt und darin las Mancher sie, ohne den eigentlichen Gegenstand derselben zu Gesicht zu bekommen, denn nicht Jeder lies't das Morgenblatt. — Da nun einmal diese Angelegenheit zur öffentlichen geworden war, so dünkte es mir nothwendig, auch ein allgemeines, auf eigener Einsicht sich gründendes, Urtheil möglich zu machen und ich beschloß, die vollständige Sammlung der Briefe, welche Heidelberg betreffen, als ein besonders Werkchen dem Publikum vorzulegen, ohne abzuwarten, wann ich Muße finden würde, die Materialien zu meinen

Bemerkungen auf einer Reise durch Deutschland zu ordnen und dem Drucke zu übergeben. — Zugleich schien es mir aber auch angemessen, das Innere jener auffallenden Erscheinung aufzudecken und eine allgemeine Uebersicht des Ganzen zu geben, um jeden Einzelnen auf diese Art völlig in den Stand zu setzen, zwischen mir und meinen Gegnern zu entscheiden.

Die Angaben im zweiten, bisher noch ungedruckten, Briefe, die Einkünfte der Universität Freiburg betreffend, sind mir zwar aus unverdächtigen Quellen zugeflossen, es wäre aber doch möglich, daß sie in einigen Stücken nicht ganz zuträfen. In diesem Falle hoffe ich auf Nachsicht bei der Unmöglichkeit, sie selbst zu berichtigen.

Der sechste Brief berührt in wenigen Worte die eben so schwierige als zarte Frage: Was für häusliche Verhältnisse eignen

sich zur Publicität? — Als ich ihn entwarf ahnete mir nicht, daß ich selbst und zwar bei diesen nämlichen Briefen in den Fall kommen würde, mich in dieser Hinsicht vertheidigen zu müssen. — In dem Anhange habe ich versucht, meine Ansichten darüber umständlicher darzulegen.

Daß der Bekanntmachung dieser Blätter noch andre Absichten und Wünsche zum Grunde liegen, als blos meine eigene Rechtfertigung, sagt der Schluß des Anhanges. Uebrigens wird die Aufnahme dieser Briefe entscheiden, ob ich mir schmeicheln darf, daß die Erscheinung des ganzen Werks, bestimmt zu einem Seitenstücke meiner flüchtigen Bemerkungen auf einer Reise von Petersburg nach Deutschland 1805, nicht unwillkommen seyn werde.

Der Verfasser.

Erster Brief.

Meine Erwartung war auf's Höchste gespannt, theuerster Freund! Ich hatte mir im nördlichen Deutschlande so viel Schönes von Heidelberg erzählen lassen, daß ich ein Athen in einem Tempe erwartete. Hier hofte ich zu finden, wonach mein Herz so lange schon schmachtete, den reichsten Geistesgenuß in den Armen der reizendsten Natur. Daß meine Phantasie nicht unthätig blieb, die Bilder der frohen Tage, welche ich hier zu verleben hofte, mit den anmuthigsten Mischungen ihrer Palette auszumahlen, können Sie leicht denken. Zwar vernachläßigte meine Erfahrung auch die Schatten nicht; allein diese dienen ja nur, das Kolorit noch pikanter zu machen. Chinesische Ge-

mählde können uns unmöglich genügen. Und diese Schatten wurden nicht etwa von Außen hineingetragen, sondern entfielen den Gegenständen selbst, wie dies in einem Gemählde von einigem Werthe durchaus der Fall seyn muß. Ich wußte, daß, wo die Natur viel thut, man ihr gern auch viel überläßt; wußte, daß die begünstigtesten Kinder der gütigen Mutter nicht immer auch die thätigsten sind; wußte, daß der Ueberfluß an Sinnengenuß den Sinn für Geistesgenuß gemeiniglich beeinträchtigt; und, bekannt mit dem Geiste der Universitäten, wußte ich auch, daß der Weg zu Minervens Tempel nicht immer durch den Tempel der Grazien führt. — Wenn man ein Weilchen in und mit der Welt gelebt, und die Kraft hat, den zu heftigen Andrang derselben von sich abzuhalten, um einen freiern Standpunkt zu gewinnen, von wo aus man sie betrachtet; so lernt es sich wohl, die Schatten nicht zu übersehen: und wenn man versucht wird, von irgend Etwas recht viel zu erwarten; so ist es wahrlich sehr rathsam, sie recht fleißig auszumahlen, in allen ihren Nüancirungen und

Abstufungen. Hat man nur sonst ein gesundes Herz, so darf man nicht fürchten, sich die Ansicht selbst dadurch zu verdüstern. Es ist in diesem Falle nicht, wie bei einem mir bekannten Gemählde, welches in der Form eines liegenden Kopfes eine reizende Landschaft darstellt. So lange man diese Form noch nicht aufgefaßt hat, sieht man nur die Landschaft; sobald aber auch nur einmal diese Form hervortritt, erblickt man nur sie, und die Landschaft ist verschwunden.

Ein heftiger anhaltender Regen begleitete mich im Blütenmonde über die Bergscheidung zwischen Nord- und Süd-Deutschland und selbst über das wohlhabende Frankfurt hinaus zur lieblichen Bergstraße. Hier theilte sich das trübe Gewölk, und Helios mächtiger Strahl entlockte die Blüten den segenschwellenden Knospen. Die Fruchtbäume auf den Gefilden in ihrem Schnee und Purpur; die reiche mit unzählbaren Städten, Flecken und Dörfern übersä'te unabsehbare Ebene zur Rechten, und zur Linken die sanft sich herabsenkenden, bis zu den Spitzen angebauten Gebirge, auf denen die

schlanke Rebe schon mit zarten Armen die freundliche Stütze umwand, und erstanden vom Winterschlafe nun sich fröhlich an ihr aufrichtete, dürstend nach dem geistigern Thaue des Aethers; an den Abhängen die Trümmer altritterlicher Burgen über den Städten zu ihren Füßen; das Leben des erwachenden Frühlings in den Lüften, und das Gewühl thätiger Landbebauer und jauchzender Kinder in den Gefilden — kann die reichste Phantasie ein lieblicheres Gemählde zaubern, als die Allkünstlerin Natur hier darbot? — Und dennoch fehlte diesem Gemählde etwas an innerm Leben. — Ich sah keine oder nur sehr wenige Heerden auf den Gefilden, bei der hier allgemein eingeführten Stallfütterung. Dem Beutel mag dies zuträglich seyn, den Gefilden aber raubt es ihren wesentlichsten Reiz. — Dagegen waren noch häufig die Spuren der Verwüstung aus den letzten blutigen Jahren sichtbar an den zerstörten Gartenhäusern und Gehöften. Sie vergegenwärtigten der Einbildungskraft lebhaft die Verwüstungen, welche jetzt über Norddeutschland eingebrochen waren, für welches

die Natur in Vergleichung wenig, der Mensch alles gethan hat. Ach, dort werden die Spuren gewiß tiefer einschneiden, und vielleicht noch nach einem halben Jahrhunderte sichtbar bleiben, da hier sie täglich mehr verlöschen, und zwar in so wenig Jahren. Die Natur hat ein kräftigeres Restaurations-Vermögen, als der menschliche Künstler; aus ihren Trümmern selbst entsprießen neue Gebilde.

Hinter Weinheim fingen wir an uns nach Heidelberg umzusehen. Den Neckar entdeckten wir wohl, aber das Städtchen nicht. Wir fuhren durch Handschuchheim und Neuenheim. — Sollte es dies seyn? Vielleicht eine Vorstadt? — Der Schwager lachte, und tröstete uns, daß wir Heidelberg nicht eher sehen würden, bis wir einen Stein hineinwerfen könnten. — Endlich waren wir über Neuenheim hinaus, und jetzt eröfnete sich das Neckarthal unserm Blicke. Wie lieblich drangen die reichen Gegenstände auf uns ein. Zur Linken die wald- und rebenbeschatteten Gebirge, zur Rechten der breite Silberstrom, der um die

Felstrümmer zürnt, die sich ihm in den Weg stellen, und dann mit sanftem Geflüster durch die blühenden Fluren dem stolzen Geliebten zueilt, in den er sich, wie in das Herz eines vertrauten Freundes, ergießt; vor uns die kühnen Gewölbe der Neckarbrücke, und darüber hinaus die herrlichen Trümmer des Bergschlosses, die Matthisson uns besang, mit dem hellgrünen Walde von ächten Kastanien; im tiefen Grunde daneben die hier sich vortheilhaft ausdehnende Stadt, welche zum Theil amphitheatralisch sich erhebt, und den Strom hinauf der gebirgumschlossene Hintergrund mit dem Stifte Neuburg und seinen himmelanstrebenden Pappeln. Alles dies mußten wir für diesmal nur im Fluge haschen; denn bald fuhren wir die Neckarbrücke hinauf, und als sie sich tief hinuntersenkte, so steil, daß der Schwager, welches auf der ganzen übrigen Reise nicht nöthig gewesen war, den Hemmschuh anlegte, eröfnete sich das Thor, welches uns in die tiefgelegene Stadt einführte.

Auf dieser Brücke und vor diesem tiefgelegenen Thore fanden vor nun 8 Jahren, wie man sagt,

siebenhundert Franzosen ihren Tod. Die Oesterreicher hatten mit geringer Mannschaft die Stadt besetzt, als die Franzosen mit einem beträchtlichen Korps davor erschienen, und jeden andern Weg hineinzudringen verschmähten, als über diese Brücke. Die Oesterreicher hatten hier einige Kanonen mit Kartätschen aufgeführt, und unterhielten ein so gut geleitetes und von dem Kleingewehr aus den daneben liegenden Häusern, deren Fenster nach dem Neckar hinausgehen, unterstütztes Feuer, daß die Reihen, welche bis zum Abhange der Brücke vordrangen, auch, sobald sie nur erschienen, niedergeschmettert wurden. Es drangen neue Reihen darüber hinweg zu einem gleichen Schicksale. Die Stürmenden hatten mehr mit Hinwegräumung der Todten zu schaffen, als sie an den Sturm selbst denken konnten. Der Neckar mußte die zerstümmelten oft noch halbbeseelten Leichname aufnehmen. Der Sturm wüthete bis tief in die Nacht. Da machten die Oesterreicher sich die Dunkelheit zu Nutzen, umwanden die Räder der Kanonen mit Stroh, und zogen ungestört ab. Mit Anbruch des

Tages sollte das Mordspiel von Neuem beginnen, als zur großen Verwunderung der Franzosen die Schlüssel der Stadt überbracht, und so wenigstens die Gräuel der Plünderung abgewendet wurden. Mit Schaudern gedenken Heidelbergs friedliebende Bewohner noch dieses blutigen Tages. — In der Stadt selbst hatten die feindlichen Kugeln nur wenig Schaden angerichtet.

Die Stadt an sich besteht eigentlich aus einer einzigen Hauptstraße, die mit dem Strome parallel läuft, und durch ein steinernes Thor, das aus der eigentlichen Stadt in die Vorstadt führt, getheilt wird. In der Stadt ist diese Straße nicht breit, und mit hohen Häusern besetzt; in der Vorstadt aber wird sie ungleich breiter. — Um von einem Ende zum andern, vom Carlsthore zum Mannheimer zu kommen, wohin sie am Ende in einer Biegung läuft, bedarf ein rüstiger Fußgänger über zwanzig Minuten. — Wenn man von der Brücke nach der Straße hinauffährt, so stößt man auf die alte ehrwürdige gothische Kirche, welche zufolge des westphälischen Friedens in zwei gleiche Theile

getrennt, und wovon die eine Hälfte den Katholiken, die andre aber den Reformirten eingeräumt wurde. Diese Theilung wurde in dem Friedenstraktate ausdrücklich bestimmt, und findet auch bis jetzt noch statt. Sollte wohl eine Zeit kommen, wo die Scheidewand wieder fiele, ohne daß eine Gemeinde der andern wiche? Möge wenigstens ihr Fall keine Blutströme kosten, wie ihr Aufbau! — Um die Kirche her breitet sich der Markt aus, und ist da, wo er ein regelmäßiges Viereck bildet, mit einem öffentlichen Brunnen geziert, auf dem die sehr brav gearbeitete Statue des farnesischen Herkules prangt. Diese sticht sonderbar gegen die übrigen Statuen auf den freien Plätzen Heidelbergs ab. Die letztern sind Heiligen-Bilder, und gemeiniglich ein Johannes Nepomuk. — Die Gebäude um den großen Markt umher sind zum Theil sehr ansehnlich, und vorzüglich zeichnet sich das Rathhaus darunter aus; wahrlich ein stattliches Gebäude. — Durch die verschiedenen freien und regelmäßigen, zum Theil von artigen Wohnhäusern umgebenen Plätze gewinnt die Stadt ein freundli-

ches Ansehn; nur sind die Seitengassen eng und beklommen. In der Stadt selbst reiht sich Haus an Haus, in der Vorstadt aber findet man viele Gärten, und sobald man durch das Mittelthor in dieselbe tritt, öfnet sich links ein längliches geräumiges Quadrat, welches von einem Geländer eingeschlossen, und mit Bäumen besetzt ist; einige steinerne Bänke laden zum Sitzen ein. — Dies ist der Paradeplatz. — An der Straße steht das Wachthaus, und hinter diesem das sehr ansehnliche Universitäts-Gebäude. — Aus den Fenstern der umherstehenden Privathäuser sieht man auf die grünen Gebirge, welche sich hier sehr mahlerisch erheben, und auf die Hinterseite der Schloßtrümmer. — Durch Hinwegräumung eines Klosters ist auch in der Stadt selbst wieder, nach dem Carlsthore zu, ein neuer regelmäßiger Platz gewonnen, der sehr artig verziert werden soll. — Nicht ohne Widerspruch haben die umherwohnenden Hauseigenthümer diesen Zweck ausführen können, da Mangel an Raum in der Stadt fühlbar wird, und man also erwartete, sie würden, als sie das alte Kloster kauften, Wohn-

gebäude an dessen Stelle aufführen. — Diese Gegend gewinnt aber sehr durch die neue Einrichtung an Schönheit und gesunder Luft, da der Platz die Aussicht auf die Bergruinen gewährt. — Das nicht bedeutende fürstliche Absteige = Quartier ist daran gelegen.

Daß man fast aus allen Straßen die umliegenden Gebirge erblickt, gibt Heidelberg einen ganz eignen reizenden Charakter; nur ist die Schlucht, worin es erbaut ist, etwas eng, und die Berge treten nicht in die gehörige Entfernung, um einen unvermischt angenehmen Eindruck zu gewähren. Die Enge der Schlucht, durch welche sich der Nekkar windet, an dessen Ufern sich die Stadt hinzieht, hat auch noch manche andere Nachtheile, worunter der bedeutendste der stete feine Zugwind ist, welcher Brustkranken und mit rheumatischen Zufällen Behafteten durchaus nicht zuträglich ist; und dann die Dünste, welche sich aus dem Strome selbst entwickeln, und vorzüglich Morgens und Abends die Gebirge umhüllen. Doch soll übrigens die Luft nichts weniger als der Gesundheit nachthei=

lich seyn, und der Zugwind nimt in der Vorstadt, nach der Ebene zu, merklich ab. — Man rechnet die Zahl der Einwohner auf 10 bis 11000, und die Sterblichkeit ist mäßig. — Was man in Heidelberg gewiß gewinnt, ist — Appetit.

Zweiter Brief.

Heidelberg hat einen herrlichen Boden und viel Landbau; auch der Weinbau ist nicht unbeträchtlich, doch nicht zu rechnen gegen das jenseitige Rheinufer. Die Felder werden größtentheils dreimal benutzt und stehen in einem sehr hohen Preise, der Morgen zu 600 bis 1000 fl. Waizen wird nicht gebaut, dagegen viel Spelz und Hopfen, Mays, Mohn, Krapp und Tabak. Die Getraidefelder liegen in der Ebene, die Berge sind größtentheils mit Reben besetzt. Auch hier wird die frucht-

bare Erde, wie in Sachsen, in Körben auf die höchsten Spitzen der Berge getragen und zwar sind hier vorzüglich die Weiber gleichfalls die Lastträger. Ob ihre Scheitel, wie eine berühmte Reisende hat bemerken wollen, platt gedrückt sey, weil sie alles auf dem Kopfe tragen, kann ich nicht bestimmen; wenigstens habe ich von dieser Plattheit nichts bemerkt. Auch tragen sie die Lasten nicht unmittelbar auf dem Kopfe, sondern haben zu diesem Behufe ein eignes rundes ausgestopftes Kissen. Dagegen ist mir ein mächtiger Haarwuchs hier sehr aufgefallen; doch mag auch wohl fremdes Haar das eigene verstärken.

An Wiesenwachs ist großer Mangel, welchem durch den Anbau von Futterkräutern abgeholfen wird. Bei der diesjährigen Dürre haben diese sehr gelitten. — Außer dem Landbau scheint auch der Handel nicht unbeträchtlich zu seyn, und die Heidelberger Messe, auf welcher die Bewohner des Odenwaldes und mehrer umliegenden Gegenden ihre Bedürfnisse befriedigen, wird der Mannheimer im Umsatze vorgezogen, obgleich die letztere mehr

Waaren des Luxus und der Kunst aufzuweisen hat. Es gibt hier viele Weberstühle und mehre Fabriken. Die hier ehemals blühende große Seidenfabrik ist durch den Krieg aufgelöst worden, und der schöne Park mit den weitläufigen Fruchtgärten und ansehnlichen Gebäuden wird gegenwärtig theilweise verkauft und die Stadt ist bedacht, dabei eine neue Straße zu gewinnen.

Bei diesem Betriebe des Städtchens ist es gar nicht zweifelhaft, ob Heidelberg würde bestehen können, auch wenn es aufhörte der Sitz einer Universität zu seyn. Es ist wahr, man kann im Durchschnitte annehmen, daß die Anzahl von 500 Personen, mit den Professoren und ihren Familien, jährlich 300000 fl. in Umlauf bringen mag und das ist allerdings ganz beträchtlich; allein Heidelberg würde, wenn keine Universität hier wäre, ganz dazu geeignet seyn, wohlhabenden Familien des Landes selbst und auch des Auslandes einen angenehmen Aufenthalt zu gewähren, und man nehme nur nach einem sehr mäßigen Anschlage hundert solche Familien, so wäre der Verlust reichlich ersetzt.

Aber warum sollte denn Heidelberg seine Universität verlieren? höre ich Sie fragen. — Wer sagt denn, daß es das soll? Als einer der ältesten Musensitze in Deutschland, der sich ehemals so hohe Verdienste um die vaterländische Bildung erworben hat, würde die Aufhebung unserm Gefühle gewiß sehr unangenehm auffallen; und doch ist es nicht unmöglich, daß über kurz oder lang dies Loos ihn treffe, ohne daß wir berechtigt seyn würden, der Regierung darüber Vorwürfe zu machen; ja vielleicht im Gegentheil. Heidelbergs Universität hat leider alle ihre liegenden Gründe mit der Abtretung des linken Rheinufers verloren und ihre Unterhaltung kostet dem Staate jährlich 75,000 fl. — Diesem ist dagegen in Freiburg eine Universität anheim gefallen, welche nicht allein ansehnliche Fonds und zwar für 800,000 fl. liegende Gründe im Wirtembergischen, in der Schweiz und einiges im Breisgau besitzt, sondern auch jährlich von den katholischen Schweizer-Cantonen noch eine Rente von 12,000 fl. bezieht, damit die Jugend derselben dort studieren könne. — Das Großherzogthum Ba-

den ist kein Land von so bedeutendem Umfange, daß eine Universität nicht für dasselbe hinreichend wäre. Eine Vereinigung Heidelbergs und Freiburgs wäre also vielleicht sehr zweckmäßig. Soll nun die Freiburger Universität nach Heidelberg oder die Heidelberger nach Freiburg wandern? Mit Verlegung derselben von Freiburg weg würden auch die Fonds wegfallen, denn Wirtemberg würde sich schwerlich verbundan achten, diese mit nach Heidelberg, welches gar keine Gemeinschaft mit ihm hat, zu versetzen und so auch die Schweizer-Cantone, also . . .

Uebrigens ist die hiesige Universität gegenwärtig sehr blühend. Die Zahl der Jünglinge beläuft sich über 400, wozu die Zerrüttung in Halle und die Unruhen in Norddeutschland überhaupt viel beigetragen haben. Das Lehr-Personal beträgt funfzig ordentliche und außerordentliche Professoren und Privat-Docenten, die Lehrer in den neuern Sprachen und in den Künsten nicht eingeschlossen. Die Fächer sind zwar dem Namen nach alle besetzt, allein am vorzüglichsten ist es doch nur mit der Ju-

risten-Fakultät, dem Cameralfache, der Medizin und allenfalls noch mit der Philologie bestellt. Auch für Forstwissenschaft und Chemie wird etwas gethan, und in der Mathematik und Technologie darf man nur einen Langsdorf anführen. — Die Philosophie im engern Sinne ist am schlechtesten weggekommen; außer dem verdienstvollen Fries wüßte ich keinen bedeutenden Namen zu nennen. Es herrscht hier überhaupt wenig Sinn für Philosophie, und dieser wenige Sinn wird noch durch das mystische Getändel der neuesten Schule verwirrt. — Gern legte ich Ihnen hier die vorjährige Ankündigung der philosophischen und physiologischen Vorlesungen des Herrn Professor Görres (aus Coblenz, bekannt durch seine Kindermythen und seine feine Vertheidigung gegen seinen Hallischen Recensenten) bei, *) wenn ich nicht befürchtete, Sie möchten sich an dem ersten Perioden, der nicht weniger denn 61 Zeilen, schreibe ein und sechzig Zeilen kleine

---

*) Diese Ankündigung erfolgt anliegend, aus bewegenden Ursachen.

Schrift einnimt, Kopfschmerzen lesen. Ich, der ich enthaltsamer bin als Sie, habe es seit einigen Monaten doch bis zum vierten Theile gebracht, und hoffe also in einem halben Jahre mit dem Perioden glücklich fertig zu werden. —

Ich kann mich nicht damit vertragen, theuerster Freund, daß man den göttlichen Wahnsinn auch in den academischen Hörsälen spuken läßt. — Wäre überhaupt wohl die Behauptung zu gewagt: daß es durchaus kein Eingrif in die Denk- und Lehrfreiheit sey, wenn philosophische und auch andre wissenschaftliche Systeme, so lange sie nicht auch bei den besonnensten Denkern und Pflegern der Wissenschaften gewissermaßen allgemein Eingang gefunden haben, aus den academischen Hörsälen verbannt blieben, oder höchstens nur vergönnt würde, sie historisch anzuführen, nicht aber dergleichen unreife Systeme bei den Vorlesungen selbst zum Grunde zu legen? — Oder irre ich vielleicht? Wären die academischen Hörsäle wohl eigentlich gar dazu geeignet, dem Zeitalter zuvorzueilen? Wären sie vielleicht der schicklichste Tummelplatz für die

Kämpfe in den Wissenschaften? — Das sollte ich doch nicht glauben. Meines Erachtens sind Universitäten, als Bildungsanstalten für künftige Gelehrte, nicht sowohl bestimmt, die Wissenschaften unmittelbar zu pflegen nnd zu fördern, sondern sie nach ihrem bisherigen Gange den Jünglingen zu überliefern und diese in den Stand zu setzen, nach Vollendung der academischen Laufbahn, selbstständig fortzuschreiten; kurz, es sollen Pfleger und Förderer der Wissenschaften gebildet werden, nicht die Wissenschaften selbst. — Aber, unter uns gesagt, mein Bester, ich zweifle, daß wir einen bestimmten Begrif von dem haben, was eine Universität eigentlich seyn soll; wenigstens spricht ein solcher Begrif sich in vielen unsrer Anstalten der Art nicht deutlich aus. Der mündliche Vortrag des Hrn. G. soll übrigens, manche Vorzüge haben.

Warum muß den gründlichen Köpfen unter den Deutschen doch so oft noch das Talent, sich gefällig auszudrücken, so fremd seyn, oder warum vernachlässigen sie vielmehr dies Talent so oft? Sehen sie

denn nicht, wie viel dasselbe für sich allein schon bei den After-Philosophen wirkt?

Eine Vorlesung über Moral-Philosophie hat in Heidelberg durchaus nicht können zu Stande kommen.

Man sieht aber hier an Allem, daß die Universität sich erst kürzlich wieder gehoben hat, und daß die hiesigen Bürger nicht gerade vorzügliche Rücksicht darauf nehmen. Noch fehlt es fast an allen Bequemlichkeiten für die Studierenden, besonders was die Wohnungen betrift. Es wird hier schwer, überhaupt eine behagliche Wohnung zu finden und die Miethen sind nicht niedrig: für 300 fl. kann man sich noch keiner vorzüglichen Wohnung erfreuen. Ein einzelnes Zimmer für Studenten kostet wenigstens sieben Gulden monatlich und ist dafür nur sehr mittelmäßig; Zimmer nebst Kammer bis zu 12 fl. und höher. Die Häuser, vorzüglich um das Universitäts-Gebäude herum, sind seit einigen Jahren außerordentlich im Preise gestiegen; allein noch haben die Eigenthümer nicht allgemein die gehörigen Anstalten getroffen, all den Nutzen

daraus zu ziehen, der ihnen daraus werden könnte. So wie Indolenz überhaupt ein Characterzug der Süd- und Weinländer ist, so äußert sie sich auch hier. — Es ist wahr, die Stadt ist für ihre Volksmenge sehr beengt und kann sich auch nicht gut, wenigstens nicht beträchtlich erweitern; mancher Raum bleibt aber auch ungenutzt und viele Gebäude stehen fast gänzlich leer. Darunter sind freilich die ehemaligen geistlichen Gebäude in Anschlag zu bringen, welche jetzt theilweise öffentlich versteigert werden, wodurch unfehlbar noch manche Wohnung gewonnen wird. — Wer aber in Heidelberg nur irgend umhin kann, läßt sich selbst durch das Beispiel Einzelner, die sich dabei sehr gut zu stehen scheinen, daß sie reiche Jünglinge in die Kost nehmen, doch nicht blenden, denn . . .

Der unter den hiesigen Studenten herrschende Ton ist im Allgemeinen nichts weniger als angenehm und artet nur zu oft in unleidliche Wildheit aus, wodurch der Aufenthalt hier überhaupt an Reiz sehr verliert. Leider ist dies mehr oder weniger der Fall in jeder Stadt, wo die Universität

das Uebergewicht hat, und es scheint, daß man doch nicht genug Rücksicht auf diesen Umstand nimt, wenn man darüber abspricht, ob eine Universität in eine große Stadt hingehöre. — Zugegeben, daß einige Gründe dagegen sehr triftig sind; allein, da die Mehrzahl der Jünglinge denn doch nicht blos für die Wissenschaften, sondern für das bürgerliche Geschäftsleben gebildet werden soll, also für beschränkte Verhältnisse, sollte es da nicht zuträglich seyn, wenn sie in den Jahren ihrer kräftigsten Entwickelung — nicht die gewaltsam einengenden Schranken der Handwerkerzünfte, auch nicht die Laufbänder der Kindheit, wohl aber — die sich gegenseitig unmerklich begränzenden Schranken der Verhältnisse, in welchen sie künftig sich bewegen wird, fühlte? — Ueberall, wo ein Stand der herrschende ist, schleicht sich ein gewisser Zunftgeist ein; es ist dem Menschen eigen, daß er ungern, wenn er über Andere hervorragt, diese sich neben ihm aufrichten läßt: selbst der körperlich große Mann ist gewiß eifersüchtig auf diese Größe; er mag sich gern gegen Andere messen.

(Beim weiblichen Geschlechte scheint der gegenseitige Fall einzutreten, die meisten ungewöhnlich großen Frauen würden gern von ihrer Größe etwas abgeben; aber es scheint auch nur so: ihr Geschlechtscharacter ist nicht Selbstständigkeit, gerade in der Schwäche liegt ihre Stärke, sie glauben also von dieser einzubüßen und büßen auch wirklich ein: nur durch erkünstelte Begriffe von Hoheit, Majestät und dergleichen, können auch sie auf ihre Größe eitel werden. — Daß die Damen im Range, im Ansehn nicht gern weichen, ist bekannt.) — Nichts ist unerträglicher, als der sogenannte Geldstolz des Kaufmannes in Handelsstädten, wo sein Stand das Uebergewicht hat; der Actenstolz des Civillisten; der Portepeestolz des Militairs in kleinen Garnisonstädten (und glänzende Residenzen können oft solche Garnisonstädte werden, wenn das Militair in keinem Verhältnisse mit den übrigen Bürgern steht); aber wahrlich, der Compendienstolz des Academikers ist der ungenießbarste — und der lächerlichste, seines Einflusses auf die Zukunft wegen jedoch nicht unbedeutendste, ist der Studen-

tenstolz. — Jeder abgeschlossene Stand führt nothwendig zu einer gewissen Einseitigkeit (ob überhaupt der academische Bürger einen eigenen Stand seiner Natur nach bilden sollte, bleibe dahingestellt); nur die Reibung der verschiedenen Stände gegen einander kann vor dieser Einseitigkeit bewahren. — Residenzstädte würde ich nun freilich eben so wenig zu Universitätsstädten vorschlagen, als Garnisonstädte; wohl aber Mittelstädte, welche hohe Landes-Dicasterien und Handel, wie Leipzig etwa, in sich vereinen. Auch genießt Leipzig in dieser Hinsicht im Auslande eines günstigen Vorurtheil. Wenn an einem solchen Orte Concurrenz in Talenten Statt findet, d. h., wenn bei Berufung zu den Lehrstellen nicht auf das zufällige Geburtsland sowohl, als auf Lehrgeschicklichkeit und gründliche Kenntnisse gesehen wird, so muß hier viel Zweckmäßiges können geleistet werden. In Sachsen sollen, wie man mich dort versichert hat, die Ansprüche der Landeskinder bei der Anstellung an den Universitäten zu vorherrschend seyn, und das wäre ein großer Mangel. Es gibt ja keine besondre Sächsische, oder Baier-

sche oder Schwäbische Gelehrsamkeit. Hier ist der Patriotismus, welcher des bessern ausländischen Products entbehrt und sich mit dem mangelhaften inländischen behilft, wohl sehr am unrechten Orte.

Der Begrif von academischer Freiheit scheint aber in Heidelberg beinahe weiter ausgedehnt, als auf irgend einer andern Universität. Daher läßt sich hier durchaus kein öffentliches Vergnügen genießen; der ruhige Theilnehmer muß immer Störung und Verdrießlichkeiten befürchten. — Es sind hier einzelne Thatsachen von dem Misbrauche der Studentenfreiheit bekannt, welche in Erstaunen setzen. — Doch, von welcher Universität wären dergleichen nicht bekannt? und gewiß, auch in Heidelberg gibt es rühmliche Ausnahmen. Ich selbst bin bei mehren Gelegenheiten, bei Thees und Spazierfahrten mit Studenten in Gesellschaft gewesen, welche selbst in der höchsten ungebundensten Fröhlichkeit die Gränzen des Anstandes nicht überschritten. — Nur sind hier — wo nicht Ordensverbindungen, so doch — Landsmannschaften herrschender, wenigstens sichtbarer als auf vielen andern Universitäten, und brin-

gen auch alle die traurigen Erscheinungen hervor, welche die Erfahrung uns schon längst davon aufgestellt hat. Es gibt wenige unter den Jünglingen, die nicht irgend ein Zeichen jugendlicher Rohheit mit in ihr ernsteres Leben hinübernehmen, und das ehemals von Jena bekannte Sprichwort ist gegenwärtig auf Heidelberg sehr anwendbar. — Ich befand mich einst zufällig mit einem Dutzend Studenten ungefähr zusammen, von denen wenigstens Achte im Gesichte tief gezeichnet waren.

Man glaubt, durch die academische Freiheit werde Selbstständigkeit, so wie durch das Duell Ehrgefühl entwickelt. — Ich kann mich davon nicht überzeugen; wenigstens glaube ich nicht, daß die erstere darin besteht, keine Verhältnisse weder des Ranges, noch des Alters, noch des Geschlechts anzuerkennen, worin die Selbstständigkeit des Studenten sich gemeiniglich äußert. — Die Lacedemonier müssen wenigstens andre Begriffe davon gehabt haben, da sie ihren Jünglingen gerade für diese Verhältnisse die größte Achtung einzuflößen suchten. — Und wahres Ehrgefühl äußert sich

eben so stark, ja beinahe noch stärker, in der Sorgfalt, Niemanden zu beleidigen, als, von Niemandem Beleidigungen hinzunehmen.

Und was sagt denn der academische Senat dazu? — Daß die Vernünftigern wohl einsehen, wie sehr die Zügellosigkeit der Musensöhne den erhabenen Zweck einer hohen Lehranstalt beeinträchtigt, versteht sich ungesagt und Viele äußern unverholen ihre Unzufriedenheit darüber. Dagegen gibt es Andere, welche darin ein Mittel zum Wachsthume der Universität finden wollen, und nur die ernstlichsten Ermahnungen von oben herab, haben sie vermögen können, die Zügel etwas schärfer anzuziehen. Die Regierung hat allerdings davon eine andre Ansicht als diese Herren. Sie bestimmte ihre Universität vorzüglich für Landeskinder und diese ist daher auch mehr als manche andre eine eigentliche Pflanzschule künftiger Statsdiener. Für alle die Fächer, welche unmittelbar darauf Bezug haben, bewilligte sie sehr ansehnliche Besoldungen, um geschickte Männer berufen zu können, und die Honorare selbst stehen hier höher, als auf andern

Universitäten. Wer aber viel hat, will mehr haben. Jene Herren setzen den Glanz der Universität in die Zahl der Studenten und zwar der reichern des Auslandes, denn das ist für sie kein eitler Glanz, es ist der Sonnenschein, der ihre Scheuern füllt.

Dabei ist mir nun sehr aufgefallen, daß aus den Klagen der gesittetsten Jünglinge hervorgeht, wie wenig die Herren Professoren selbst dazu beitragen, diese großen Nachtheile unschädlicher zu machen, indem sie durch ihren Umgang die Sitten der Jünglinge zu bilden suchten. Kein Einziger der Professoren, auch keiner von denen, die es könnten, macht hier ein so genanntes Haus; am wenigsten ziehen sie — mit äußerst seltenen Ausnahmen — auch selbst die gesitteten Jünglinge in ihre Kreise. Es findet zwischen den Studenten und den Professoren, außer dem Collegio und einigen Bällen, wozu diese oder jene Landsmannschaft die letztern mit ihren Familien einladen, wenig Zusammenhang Statt. Und dies ist auch mit den wenigen angesehenen Häusern der Fall, welche es

außer dem academischen Kreise hier noch geben mag. — Die Jünglinge sind also ganz sich selbst überlassen, und finden nur selten Veranlassung von dem Tone abzuweichen, der sich unter Jünglingen so leicht einschleicht. In Halle, dem man so gern geneigt ist, in Hinsicht der Rohheit des dort herrschenden Tones, Vorwürfe zn machen, war dies nicht so der Fall. Es gab dort mehre der Professoren, deren Häuser den Studenten offen standen, und die angesehenen Einwohner ließen mit Auswahl die Jünglinge gern an ihren häuslichen Kreisen und Vergnügungen Antheil nehmen.

Dritter Brief.

Allerdings rühmt sich Heidelberg mehrer berühmter Namen bei seiner Universität, und unverkennbar ist das Streben, diesen Ruhm zu behaupten. Die Professoren sind fleißig in ihrem eigentlichen Berufe und auch als Gelehrte, und mit wenigen Ausnahmen hat das, was von hier ausgeht, Werth. Auch die mit der Universität verbundenen Anstalten, das philologische und pädagogische Seminar, das Forst- und Landbau-Institut, das Klinikum u. s. w. sind in dem besten Zustande, so wie denn auch gegenwärtig an einer neuen Organisation des Gymnasiums sehr thätig gearbeitet wird. — Mit den Hülfsmitteln ist es aber ziemlich schlecht bestellt. — Die Bibliothek ist unbedeutend, außer im Fache

der Staatswirthschaft, welches durch die Bibliothek der ehemaligen Cameralschule einen bedeutenden Zuwachs erhalten hat. Das philologische Fach ist noch mit am besten, obgleich nichts weniger als vorzüglich versehen, und von neuerer Literatur muß man hier durchaus nichts suchen. — Dabei ist sie noch nicht geordnet, sondern wird in einem nicht unansehnlichen Lokal in dem Universitäts-Gebäude nur erst provisorisch aufgestellt, um dann einen Catalogus anfertigen zu können. Alle Bibliotheken im Großherzogthum haben jetzt den Auftrag, ihre Doubletten gegen einander auszutauschen, und aus ihrem Ueberflusse dem gegenseitigen Mangel abzuhelfen. Für Heidelberg fehlt es an Fonds. — So ist auch der technologische Apparat unter aller Kritik; der physikalische soll vorzüglicher seyn. — Die Buchladen sind gleichfalls nur mittelmäßig versehen. Ein lobenswürdiges Institut ist die Lesegesellschaft der Buchhändler Mohr und Zimmer, wo man für ein mäßiges Abonnement nicht nur die vorzüglichsten Zeitungen, Tageblätter und Journale — deutsche und französische — vorfindet, son-

dern diese auch nachher heftweise ins Haus geschickt erhält. — Jedoch ist dies nur der Fall für die Jahres-Abonnenten; der Fremde, welcher monatlich einen Gulden bezahlt, hat nur blos den Zutritt in die Gesellschaft selbst. — Leider ist auch hier die Unart ziemlich eingerissen, die ausliegenden Journale und Schriften einzustecken, und Tage, ja Wochen lang bei sich zu behalten.

Da sich Heidelbergs Merkwürdigkeiten, außer den herrlichen Umgebungen, ganz auf das gelehrte Wesen beschränken, so lassen Sie mich hier noch einiger berühmter und bekannter Namen erwähnen, welche Ihre Aufmerksamkeit unfehlbar auf sich ziehen.

Vor Allen strahlt unser Voß; so nennt ihn gewiß jeder Deutsche mit Stolz. — Selten gewinnt ein großer Name wohl so viel, wenn man den Eigenthümer näher kennen lernt, als der Name dieses treflichen Mannes. Seine Erscheinung ist die Erscheinung eines Idylls; sein Umgang anspruchlos uud lehrreich; sein Benehmen herzlich und doch voll innerer Kraft; nicht in seinem Aeu-

ßern, wohl aber in seinem Blicke liegt Hoheit. Ich kenne einen solchen Blick an Niemand sonst; es ist, als wäre er gewohnt, sich mit Jedem zu messen, der gegen ihn steht, so schnellt er von der Zehe zur Scheitel. Seine jugendliche Munterkeit bürgt uns dafür, daß wir ihn noch lange im physischen Sinne unser nennen werden; in jedem andern Sinne wird Deutschland ihn so nennen, so lange es noch seinen Namen führt. Fremden Nationen gehört er nicht an, denn wahrlich mir ist auch kein einziges Werk von ihm bekannt, welches in eine fremde Sprache könnte übertragen werden, am wenigsten die nun vollendete Luise. — Er führt hier ein ganz angenehmes Leben, besonders seitdem er um ein bequemes Häuschen selbstgepflanzte Schatten großziehen kann. Mit dem Eutiner Garten ist dies Gärtchen wohl nicht zu vergleichen; aber es ist doch gerade von einem Umfange, wie Vater Voß und die freundliche Ernestine ihn übersehen können. Auch ist die Aussicht um das Häuschen her äußerst mahlerisch auf die Gebirge und in die Ebene, besonders von dem Al-

tan auf dem Gipfel des Hauses. — Obgleich der ehrwürdige Dichter mit der Universität selbst in keiner unmittelbaren Verbindung steht, so ist er es doch, der gegen Fremde gleichsam die Honneurs derselben macht, und auf die Art die Pension, welche er genießt, als eine Entschädigung für den Aufwand ansehen kann. Mit der edelsten Gastfreiheit steht sein Haus jedem Gebildeten offen, und wird auch gewiß nicht leicht von irgend einem vorbeigegangen, der auch nur wenige Stunden in Heidelberg verlebt. — Eine Zierde desselben ist der unlängst von Weimar für die Philologie herberufene Professor Heinrich Voß, der Sohn, der trefliche Uebersetzer des Lear und Othello, der uns mit einer Ausgabe und Uebersetzung des Aeschylus zu bereichern verheißt. Wie tief er in den Geist und die Eigenheiten seines Schriftstellers einzudringen vermag, beweisen jene Uebersetzungen der englischen Meisterstücke, von denen die letzte auch auf der Bühne in Weimar die Probe gehalten hat. Es ist nicht möglich, mehr Bescheidenheit und kindlichen Sinn mit höhern Talenten zu ver-

binden, als dieser liebenswürdige Gelehrte, der für sein Fach leidenschaftlich eingenommen ist. Rührend ist das Verhältniß zwischen den Aeltern und diesem Sohne, rührend und erhebend zugleich. Solche Erscheinungen können in unsrer jetzigen Welt nur unter ganz besondern Umständen hervorgehen, und nur aus dem Schoße der ländlichen Natur.

Vierter Brief.

Ueberraschend war mir eine Erscheinung ganz anderer Art, nämlich der bekannten Erzieherin und Dichterin Rudolphi und ihres Instituts. Ein weibliches Erziehungs-Institut in einer kleinen Universitäts-Stadt? — Wahrlich, lieber Freund, das gehört doch wohl zu den Zeichen unsrer Zeit, in welcher die Ansichten der Dinge so ziemlich verschroben sind. Ehemals wurden die Mädchen in

Klöstern erzogen, fern vom Andrange der Welt, und besonders der männlichen; jetzt — werden funfzehn- bis siebenzehnjährige Mädchen unter dem Getümmel der Jünglinge von einigen zwanzig Jahren — gebildet! Daß daraus manche sonderbare Collisionen entstehen müssen, können Sie Sich bei einem so unnatürlichen Zustande leicht denken. Wird vielleicht dabei beabsichtigt, die weiblichen Zöglinge zugleich praktisch in Ueberwindung der Leidenschaften zu üben, und sie zu lehren, immer gegen ihre Gefühle anzukämpfen? — Auf diesen Kampf scheint denn auch eigentlich die Bildung des Weibes berechnet, und das gibt dann — Mondwandlerinnen und überspannte Nervenschwächlinge, die — zwar interessant für die Conversation und eine Intrigue, allein — nicht eben beglückend für Mann und Kinder werden.

Ach, lieber Freund, über die weibliche Erziehung ist wahrlich noch ein großes Wort zu sprechen, und weibliche Erziehungs-Anstalten sind eben so gut als die männlichen, mögen sie auch noch so privat seyn, Anstalten, welche dem Staate, der Mensch-

heit angehören. Alles was darauf Bezug hat, darf sich dem Tribunal der Publicität nicht entziehen. Hier Fehler beschönigen oder verdecken ist nicht Menschenliebe, sondern Verachtung der Menschenwürde und des Menschenglücks. — Fehlerhafte Erziehung ist bei dem Knaben lange nicht so bedeutend, als bei dem Mädchen. Den Knaben erzieht größtentheils die Welt; bewahre der Himmel vor dieser Erziehung jedes zarte weibliche Herz! Im Ganzen wird das Ziel des Knaben — des künftigen Staatsbürgers — auch weit deutlicher erkannt, als das Ziel des Mädchens — der künftigen Gattin, Mutter, Hausfrau. Wir beurtheilen männliche Erziehungs-Anstalten sehr streng, und das mit Recht; und die wichtigern Institute für die Bildung unsrer Gattinnen, Mütter, Hausfrauen sollten wir keines ernsten Blickes würdigen? — Untersuche man doch nur, woher denn die sich jedem unbefangenen Beobachter aufdringenden Erscheinungen in unsern häuslichen Verhältnissen, welche einen so unendlich bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen haben, entspringen; und stößt man nicht überall auf die

Verschrobenheit unsrer Weiber, die so ganz aus ihrer Sphäre geschritten sind? Pestalozzi hat es uns mit religiöser Wärme ans Herz gelegt, daß das Weib von der Natur den hohen Beruf empfangen habe, Erzieherin und Lehrerin des Menschengeschlechts zu seyn; sollen wir gleichgültig mit ansehen, daß es muthwillig dazu verdorben werde? Jede Hausfrau hat den Dienst der Vestalin; der häusliche Heerd ist der Altar, auf dem sie die reine Flamme des heiligen Feuers erhalten soll; und sollte diese in ihrem eigenen Busen ersticken?

Demoiselle Rudolphi hat gewiß ihre hohen Verdienste, und so viel sich gegen ihr neuestes Werk: Gemählde der weiblichen Erziehung, auch schon deswegen einwenden läßt, daß sie in der Ida ein Ideal uns aufstellt (vor dem der Himmel jeden rechtschafnen Vater und Gatten in der Wirklichkeit gnädig bewahren wolle), statt einer gewöhnlichen Natur, an welcher die Erziehung sich als Künstlerin zeigen könne — den matten und

schiefen Schluß des Werks nicht zu erwähnen; so leuchtet doch daraus keine gemeine Kenntniß der weiblichen Natur hervor. Wie sie aber bei ihrem innern Berufe zur Erziehung sich so vergreifen, oder sich so wenig von den Rücksichten auf ihre eigene Behaglichkeit frei machen kann, Heidelberg zu ihrem Sitze zu wählen, bleibt mir unbegreiflich. — Tante Selma mag das Gute wollen, ich glaube es gern, ja, ich bin davon überzeugt; kann sie es aber auf diesem Wege bewirken? — Dem. Rudolphi ist unverheurathet, hat von der Natur Talente und auch — vielleicht — einige Phantasie empfangen, hat diese Talente gebildet, geübt, und gefällt sich in dem Umgange, der sie in Uebung erhält; hat Sinn für den Namen eines hochgebildeten Frauenzimmers, einer Dichterin. . . : Wer wollte so engherzig seyn, ihr ein Verbrechen daraus zu machen? Als Dem. Rudolphi ist wahrlich nichts daran auszusetzen. — Aber sie hat Pflichten übernommen, die mit jenen glänzenden Spielereien sich nicht wohl reimen wollen, und nun . . . . Ja, beschränkte sie sich blos auf Kinder bis zu den Jah-

ren, wo die Jungfrau sich entwickelt, so möchte es noch hingehen.

Sehr schätzenswerth war das Rudolphische Institut in Ham, als noch ihr Bruder, der nicht unbekannte Dichter, daran Theil nahm. Dieser fehlt jetzt, und mit ihm dem Institute viel, ja, fast möchte ich sagen, Alles — eine männliche Hand, die fest zu einem deutlich erkannten Ziele leitet.

Der geschätzte Erziehungs-Theoretiker, Kirchenrath Schwarz, hat gleichfalls eine männliche Erziehungs-Anstalt hier. In seinem Garten erblickt man Balancirstangen, Voltigir-Gerüste, hohe Masten zum Klettern. — Der physischen Natur scheint es nicht an Mitteln zur Entwickelung zu fehlen. — Und der intellektuellen und moralischen? — Ich kenne die Anstalt nicht genau, und enthalte mich also billig alles Urtheils. Wer die Theorie mit so glücklichem Erfolge bearbeitet, wird ja auch hoffentlich in der Praktik nicht nachstehen? — Seine pädagogischen Vorlesungen werden für gehaltreich anerkannt.

Eine Zierde des hiesigen weiblichen Kranzes ist

die Hochgebildete, um deren Verlust Leipzigs feinere Kreise noch trauern, die jetzige Frau Professorin Wilken, geborne Tischbein, die mit allen Musen im schwesterlichen Bunde lebt. Auch hier ist sie die Seele des engern Kreises, der sich traulich um sie schließt, und entzückt ihn durch ihre Talente oft hin in Pieriens Gefilde.

Einige bedeutende Namen sind ausgestorben. Posselt fand hier den bekannten schrecklichen Tod. Ich stehe oft an dem Steine des Eckhauses, an welchem, unter dem Fenster, wo ein menschenfeindlicher Dämon ihn herabstürzte, sein Schädel zerschmetterte, und traure um den großen Deutschen, der hier ein Opfer seines Herzens fiel.

Die Tian oder das Fräulein Günderode stürzte sich in einen gleichen schrecklichen Tod, auch ein Opfer ihres Herzens. Es bedarf nur eines Blickes auf die beiden dramatischen Versuche von ihr in dem ersten Bande der Studien von Daub und Creuzer, um die Größe des Verlustes zu bedauern.

Auch Sophie Mereau, die hochgefeierte, der

ihr letzter Gemahl, Hr. Brentano, das Zeugniß gab, ihr allein könne er verzeihen, Dichterin zu seyn — doch unter uns gesagt, ich glaube kaum, daß er es ihr im Leben verziehen hat — ist hier der Erde entwichen. Noch spricht Jedermann von ihr, als von einem äußerst interessanten weiblichen Wesen, das man aber ja nicht nach dem Maßstabe messen müsse, den uns die Vernunft für das Weib darbietet. — Es scheint für das Weib gegenwärtig ein doppeltes Ideal zu geben: eines für das Weib als Gefährtin des Mannes im Kreise ihrer Pflichten, — und dann für das Weib an sich, für die weibliche Natur. Dem letztern Ideale streben jetzt unsre Schönen nach, und darüber muß denn freilich das erstere untergehen. — In der weiblichen Natur liegt die überwiegende Anlage zum Gefühl, doch mehr zum leuchtenden als tiefen; zur Phantasie, doch mehr zur schmückenden als schöpferischen; zum Zartsinn, doch mehr zu dem, der sich scheut Anstoß zu empfangen, als zu geben. — Diese Anlagen in sich zur höchsten Entwickelung zu bringen, ist der Stolz unsrer Schönen. Es ist nichts Wah-

res an ihnen . . . Welch ein wohlthätiger Genius entreißt mir die Feder!

Fünfter Brief.

Auch das geniale Ehepaar Horstig ist mir bekannt, und ich gestehe Ihnen, lieber Freund, ich kenne nicht leicht ein glücklicheres Paar. Diesen reinen kindlichen natürlichen Menschen, die so gar nichts scheinen wollen was sie nicht sind, und mit leichtem Sinn über die Tornen des Lebens hinweghüpfen, kann das Schicksal nicht viel anhaben. Es hat sie bereits auf harte Proben gesetzt; sie haben sie muthig bestanden, und gehen unbefangen und sorglos neuen Prüfungen, wenn das Schicksal solche über sie verhängen sollte, entgegen. Ungepflückt duftet ihnen kein Blümchen, und Blümchen finden sie überall im Schoße der Mutter Natur, der sie

mit der innigsten reinsten Liebe anhangen. Genießt irgend ein gebildetes Menschenpaar seines Lebens — und nur der Gebildete kann desselben genießen — so sind es Horstig; nur freilich auf eine Weise, die nicht Jedermanns seyn möchte. — Wo eine schöne Aussicht, ein liebliches Thal, Trümmer der Vorzeit, süße Schrecken der Natur, Werke der Kunst, regsames Menschenleben sie anlocken, wäre es auch aus der Ferne, da fliegen sie hin, nicht wie Schmetterlinge, sondern wie Bienen; sie bringen Honig von der Ausflucht heim. Sie waren in Paris, in London, durchstreiften den Harz, den Odenwald, kurz, Deutschland in allen Richtungen, und waren und sind überall zu Hause. Fußreisen von mehren Wochen sind ihnen Genuß, und eine Schüssel Milch, Brot, Butter und Früchte Erquickung. — Hervorstechend ist in Beiden das Talent zur Kunst, fast möchte man behaupten im umfassendern Sinne des Wortes; Beide sind musikalisch, und zwar darin mehr als Dilettanten. An der Kunst ihres Vortrages erkennt man in ihr noch die gebildete Sängerin, obgleich ihre Stimme von

ihrem Metalle verloren hat, und er kündigte im vorigen Jahre Vorlesungen über die Aesthestik der Musik an. Er zeichnet sehr brav, und dichtet lieblich. Ihre zahlreiche Familie — sie haben fünf Kinder — gibt ihnen nur Freuden, wenig Beschwerden. Für die Erziehung, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, stellen sie ein seltsames Problem auf. Dem gemeinen Blicke muß die Erziehung ihrer Kinder vernachlässigt scheinen, und doch sind mir keine Kinder von dem Alter bekannt, die mehr leisten, und im Grunde auch keine, die weniger zur Last fallen, als diese. Müßig sieht man sie nie; womit sie sich aber gerade beschäftigen wollen, hängt durchaus von ihnen selbst ab: der Trieb ihrer Thätigkeit ist aber sehr glücklich auf das Nützliche gelenkt; ihre selbstgewählten Beschäftigungen üben immer irgend eine Anlage des Körpers oder des Geistes. Bei andern Kindern könnten diese Uebungen oft gefährlich scheinen, bei diesen sind sie es aber nicht, denn bei ihnen ist der Instinkt der Natur — Vorsicht gegen Gefahr — nicht durch fremde Aengstlichkeit unterdrückt. Da-

her wissen sie denn auch nichts von eigener Aengstlichkeit, selbst in den bedenklichsten Lagen. Auch sie sind überall zu Hause, und wissen sich zu helfen. Besonders ist dies bei den beiden ältesten Söhnen, Knaben von zwölf und zehn Jahren, der Fall. — Und welche rührende Liebe herrscht nicht unter den Geschwistern! — Die ältesten sind besorgter um die jüngern, als Vater und Mutter scheinen; daher diese ihnen auch ohne Bedenken ihre Geschwister überlassen. Die ältesten Knaben begleiten die Eltern auf ihren Fußreisen, und dann bleiben die jüngern unter Aufsicht — des Mädchens und der Natur. — Auch den Kindern geht Naturgenuß über Alles, auch sie haben keine Bedürfnisse, die nicht überall und leicht zu befriedigen wären, auch sie haben den regsten Sinn für Kunst. Von der Art des Unterrichts bei seinen Kindern hat Horstig selbst dem Publikum mehres mitgetheilt. Der Unterrichtskünstler wird vielleicht manches dagegen einzuwenden haben, und weder Unterrichts- noch Erziehungs-Methode möchte in allen Familien und Verhältnissen anwendbar seyn; für diese Kin-

der, wenigstens für die Knaben, scheint es aber beinahe, wenn man sie näher kennt, als wäre es die einzige richtige. Von dem Konventionellen des Lebens erhalten sie freilich in ihren Kinderschuhen noch keinen Begrif. —

Werden dies aber auch Menschen für diese Welt werden? — Wahrlich ja, Menschen für die Welt, die vor uns aufgeht, wo eigne Kraft nur aufrecht erhält, und alle Stützen sinken. Vor noch zwanzig Jahren könnte es vielleicht anders geschienen haben — und doch nur geschienen.

Diesen Gegenstand weiter zu verfolgen, ist hier weder Raum noch Zeit. So erlassen Sie mir auch anzuführen, was die nähern Zuschauer zu den guten Horstig und ihrem Treiben sagen; ich habe Ihnen nur eine merkwürdige und lehrreiche Erscheinung mittheilen wollen, die mir in vieler Hinsicht Aufmerksamkeit zu verdienen scheint. — Er war Consistorialrath in Bückeburg, und ist ein treflicher Kanzel-Redner. Eine Krankheit, die zweifelhaft schien, nöthigte ihn, sich mit einer ansehnlichen Pension von den Geschäften zu entfernen. — Hor-

stig sind trefliche Menschen! Dies Urtheil steht unerschütterlich und unangefochten fest. — O Himmel, wissen die Menschen, was sie wollen, wenn sie mehr als dies von Menschen verlangen?

Ewald, der joviale, wird Heidelberg nächstens gegen Carlsruhe vertauschen, wohin er als Kirchenrath versetzt ist. In seinem Hause war der Sammelplatz des frohern Kreises von Heidelberg, und dieser verliert viel in ihm.

Daß es hier auch einige Uebersetzer = Genies gibt, wird Ihnen bekannt seyn; sie sind aber ziemlich ungenießbar aus mehren Gründen, jedoch vorzüglich, weil sie auf das Nachstammeln der Liebestöne des Südens einen Werth setzen, als ob davon Ruhm und Heil des deutschen Parnasses abhinge. Wichtig muß es ihnen wohl scheinen, da sie selbst ihr ganzes Leben diesem Reimgeklingel weihen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich unmöglich die Frage unterdrücken, ob wir nicht zuviel übersetzen, und auf Treue einen zu übermäßigen Werth legen? Muß unsre Originalität nicht durch das Einschmiegen in fremde Formen immer mehr verloren gehen,

so wie unsre Schöpfungskraft, wenn wir uns nur immer mit Abgüssen beschäftigen und begnügen? — Daß ich das hohe Verdienst eines Voß um unsre Literatur willig anerkenne, werden Sie mir wohl zutrauen. Wer mit so vieler Genialität und Virtuosität uns die, dem großen Haufen der Gebildeten unsrer Nation in der Ursprache, oder auch schon durch die gelehrte Kenntniß des Alterthums, welche selbst nicht jeder Gelehrter besitzt, weniger zugänglichen, unsterblichen Werke der Alten aufstellt, verdient den Kranz, den unverwelklichen, der Voßens Stirne schmückt. Allein die Werke der mit uns lebenden Nationen uns in sklavischen, und deswegen größtentheils weniger genießbaren Ueberschmelzungen, als das non plus ultra des menschlichen Geistes, als die würdigste Beschäftigung des Deutschen vorzuspiegeln, da diese Sprachen grade dem größern Haufen unsrer Gebildeten gar nicht unzugänglich sind, indem sie größtentheils mit zum Ciklus deutscher Bildung gehören, dünkt mir denn doch ein Nachklang unsrer ehemals zum Sprichworte gewordenen Pedanterie. — Je sklavischer der

Abguß ist, um so weniger gibt er uns oft das Werk, und es bleibt uns nichts zu bewundern übrig, als das Talent des Künstlers, der das Bette des Prokrustes so gut zu handhaben versteht. Voltaire sagt irgendwo: malheur aux faiseurs de traductions litterales, qui traduisant chaque parole énervent le sens. C'est bien là, qu'on peut dire, que la lettre tue et que l'esprit vivifie. — Sprach er auch mehr von seiner Sprache, und hatte er auch keine Ahnung von dem, was in einer andern möglich ist, so bleibt im Ganzen, besonders bei Uebersetzungen aus den südlichen neuern Sprachen, sein Ausspruch doch wahr. — Bei den uns verwandten nördlichen Sprachen leidet er weniger Anwendung. — Eine Uebersetzung kann gewiß auch vorzüglich deswegen Werth haben, daß sie uns auf die vielleicht noch nicht hinlänglich bekannte, oder wohl gar verkannte, Literatur einer fremden Nation aufmerksam macht; ob dies aber durch eine sklavisch treue Uebersetzung am besten geleistet wird? — Aber was sagen Sie dazu, daß unlängst sogar die Uebersetzung eines französi-

schen dramatischen Werkes angezeigt, und dabei ausdrücklich bemerkt wurde: es sey eine treue Uebersetzung, und nicht etwa eine blos freie Bearbeitung? — Eine treue Uebersetzung? — Aus dem Französischen? — Für unsre Bühne bestimmt? — Nun da wünsche ich Glück zu? — Es müßte ein Racinisches Meisterwerk, und von Goethe oder Schiller übersetzt seyn, wenn unsre Literatur es sich zum Gewinne sollte anrechnen lassen; unsre Literatur, sage ich, und schweige von unsrer Bühne.

Doch von dieser Abschweifung, für welche ich Ihre Nachsicht in Anspruch nehme, zurück nach Heidelberg. — Ihnen von allen den rühmlich bekannten Männern, welche sich hier aufhalten, von einem Klüber, Ackermann, Daub, Thibaut, Zachariä u. s. w., nähere Nachrichten zu geben, würde die Gränzen dieses Briefes überschreiten. —

Unter den hier Privatisirenden gibt es noch einen sehr interessanten Gelehrten, den ehemaligen Privat-Secretär der großen Katharina, Hofrath und

Ritter des Wladimir-Ordens, Arndt, der sich hier eines der schönsten Häuser angekauft hat, und seine Pension in philosophischer Ruhe verzehrt. Er verlebte die blühendste Periode der Regierung dieser großen Kaiserin in Rußland, und wurde zu allen Geschäften gebraucht, welche auf sie selbst Bezug hatten.

Sechster Brief.

Von den häuslichen Verhältnissen in Heidelberg kann ich Ihnen wenig sagen, theuerster Freund, denn theils war mein Aufenthalt hier überhaupt zu kurz, um darin eingeweiht zu seyn, theils bleiben diese so ziemlich für Jeden außer den Mauern der Wohnung ein undurchdringliches Geheimniß, wenn man nicht etwa die Gevatterinnen-Zuflucht zur Aussage des Gesindes nehmen

will. — Sie werden mich nicht mißverstehen, welche Verhältnisse ich darunter meine. Gewiß nicht die innern Familienverhältnisse, in welche der bescheidene Fremde nie zu dringen sucht, ja, von denen einige so zart sind, daß selbst des vertrautern Freundes Blick sie entweihen würde. Leider sind nur zu oft leichtsinnige und schreibselige Reisende in das Heiligthum der Familien eingedrungen und haben geglaubt ihre Schriften zu würzen, wenn sie mit Nennung der Namen oder wenigstens mit möglichster Bezeichnung der Persönlichkeit, was sie hier erlauschten, der Welt mittheilten. Diese Würze kann nur widern statt zu reizen, wenigstens bei edeln Seelen. — Allein, ist es auch nicht erlaubt, die Individualität zur Schau zu stellen, in so fern sie nämlich blos innerhalb des häuslichen Kreises ihr Wesen oder Unwesen treibt, oder die Geheimnisse des gastfreien Heerdes Preis zu geben; so ist doch ein allgemeines Urtheil über das, was sich öffentlich dem Blicke darbietet, gar wohl erlaubt, und am wenigsten müssen öffentliche Verhältnisse zu den häuslichen gerechnet werden, wie man dies

häufig so gern thun mag. — Unter den häuslichen Verhältnissen, von denen ich spreche, verstehe ich diejenigen, welche allgemein in der Ehe, in der häuslichen Erziehung, in der Lebensweise, in dem Betragen der Einwohner unter einander, in dem Familienumgange, in den häuslichen Vergnügungen, an einem Orte Statt finden. — In allen diesen unterscheiden sich gegenwärtig die Städte Deutschlandes so wenig von einander, daß es überhaupt schwer wird, irgend eine characteristische Verschiedenheit aufzufinden; wenigstens ist die Außenseite, welche uns dargeboten wird, so ziemlich überall sich gleich. Fragen Sie mich also nicht: ob es in Heidelberg mehr oder weniger glückliche Ehen gibt, als in Norddeutschlands Städten; ob die Männer hier mehr oder weniger unter dem Pantoffel stehen; ob die Frauen mehr oder minder wirthschaftlich sind; die Mütter mehr oder minder ihre Kinder vertändeln, mehr oder minder verständige Sorgfalt auf sie wenden; die Töchter mehr oder weniger zu Hausfrauen angezogen werden, oder zu Tanz und Fortepiano und Romanen-Lec-

türe; ob das schöne Geschlecht mehr oder minder Ansprüche auf Schöngeisterei und auf die Huldigung der Männer macht; ob mehr oder weniger Ordnung und Reinlichkeit im Innern der Häuser herrscht. — Gottlob, im Ganzen sind die Beispiele von einer guten Ehe, von braven Hausvätern, wackern verständigen und sorgsamen Hausfrauen und Müttern, wohlerzogenen Kindern, wirthschaftlichen Töchtern (welches Bildung des Geistes und des körperlichen Anstandes nicht ausschließt), noch nicht so selten in Deutschland, als milzsüchtige Declamatoren uns glauben machen wollen; ob es gleich nicht zu leugnen ist, daß sich leider uns auch Beispiele vom Gegentheile nur zu häufig aufdringen und zwar diese — ein schlimmes Zeichen! — kaum mehr auffallen, und in der That seit einigen Jahrzehenden zwei schöne deutsche National-Tugenden sehr in Abnahme gerathen sind: Häuslichkeit und Familiensinn (beide in umfassenderer Bedeutung). — Wie unlängst im deutschen Reiche überhaupt, so sieht es jetzt in jeder Stadt in den Häusern der gebildeten Stände aus, es

findet kein eigentlicher, wenigstens kein inniger Zusammenhang unter ihnen Statt; jedes steht isolirt und nur auf sich beruhend da. — Jene feierlichen Gelage unsrer guten gastfreundlichen und gastfreien Voreltern sind verschwunden und das ist recht gut, ob es gleich zu wünschen wäre, daß andre Gründe dabei gewirkt hätten, als gewirkt haben. Jetzt sieht man dagegen nur zu selten die Glieder einer Familie um den frohen Tisch versammelt, höchstens nur um den Theetisch und dann mit der Steifheit und Nüchternheit, welche dem Namen angemessen ist. — Dagegen strömt Alles den öffentlichen Lustbarkeiten und Gesellschaften zu, wo ein Jeder unabhängig von dem Andern für sich zehrt und also auch so viel oder so wenig Antheil nimt, als ihm gemüthlich ist, am wenigsten aber darauf denkt, zum allgemeinen Vergnügen seinen Beitrag zu geben. Hier ist und bleibt uns Alles fremd — wenigstens dem Herzen, denn die zarte Blüte der Vertraulichkeit und der Freundschaft entsprießt nicht im sengenden Sonnenstrale, noch weniger im Kerzenscheine des Ballsaales; in dem milden Hauche

des traulichen Stübchens, im sanften Strale des häuslichen Heerdes entfaltet sie sich und erstärkt nur dort zu den Stürmen des Lebens.

Thees sind denn auch in Heidelberg allgemein Sitte. Man versammelt sich gegen sechs Uhr und geht um neun Uhr aus einander. Thee, Kuchen und allenfalls einige Früchte, auch wohl für die Herren ein Glas Wein, darin besteht die ganze Collation. Wie es dabei zugeht leidet große Verschiedenheit. In manchen Häusern gar steif und langweilig, in andern herrscht ein freier und doch anständiger Ton. In der schönen Jahrszeit denkt man dabei seltener ans Spiel, als es im Winter natürlich der Fall ist. Lomber ist unter den Gesellschaftsspielen wohl das gemeinste nebst Whist; das ungleich interessantere Boston ist in diesen Gegenden beinahe noch gänzlich unbekannt. — Wer einen Garten hat, woran es aber im Ganzen hier sehr fehlt, gibt im Sommer seine Theegesellschaften dort; wer keinen hat wählt gemeiniglich den Schloßgarten dazu.

Daß die Geselligkeit bei diesen Gesellschaften ge-

rade nicht gewinnt, läßt sich leicht denken, und ob man diese Thees gleich oft langweilig nennen hört, so wird doch nicht an Abänderung darin gedacht.

Und wie ist die Lebensweise im Innern der Familien? Im Ganzen, glaube ich, bei dem allgemeiner verbreiteten Wohlstande und der zugleich größern Wohlfeilheit, nicht so ärmlich, als ich dies zum Theil in Norddeutschland, selbst in den Hauptstädten vom zweiten Range, gefunden habe; wenn man nur den Maßstab bei Seite legt, den der Engländer und der Bewohner Rußlandes (nämlich der beiden Hauptstädte und der größern Städte in den Ostsee-Provinzen) mitbringt. Beide sind in Allem an eine gewisse Eleganz gewöhnt, welche auch bei den gewöhnlichsten Verrichtungen, wenn sie mit den Ihrigen ganz allein sind, Statt findet, z. B. in Ansehung des Tafelgeschirrs, des Geräths zum täglichen Gebrauche u. s. w. Der Deutsche nimt darin, besonders außer den größern Hauptstädten und den bedeutenden Handelsplätzen, welche die Englischen Comforts kennen gelernt haben, mit wenigerm vorlieb. — Ist er auch damit versehen,

so gehört dies seinen Gästen; mit sich selbst macht er so viel Umstände nicht. — Nur in der Kleidung findet gegenwärtig überall mehr Geschmack und Auswahl Statt, welches bei dem schönen Geschlechte auch wohl in Luxus übergeht: nicht gerade wegen der Kostbarkeit des einzelnen Anzuges, denn Spitzen, Brillanten und reiche Stoffe sieht man nur selten; sondern wegen der geringen Dauerhaftigkeit, welche eine öftere Erneuerung nothwendig macht.

Ich erwähnte des Mangels an Gärten und muß gestehen, dieser fällt dem Nordländer im südlichen Deutschlande sehr auf. Wenn man die Eingebornen aufmerksam darauf macht, so antworten sie und zwar mit einiger Wahrheit: Die Natur um uns her ist Garten genug. Allein, man muß doch immer erst sich in die Kleider werfen und, in Heidelberg wenigstens, eine halbe Stunde durch Staub und Sonnenhitze wandern, um in diesen Garten zu gelangen, in welchem es denn auch sehr an Schatten fehlt. Die Eingebornen sind dies freilich so gewohnt, daß sie nichts dabei vermissen, und es scheint

in Süddeutschland, so weit ich es kenne, beinahe ganz an Sinn für Gärten zu fehlen. — Die Paar Gärtchen, die es ja noch gibt, sind mehrentheils von den Wohnungen entfernt und, oft in den romantischsten Umgebungen, ohne alle Einrichtung, sich auch nur den Tag über daselbst aufzuhalten. Dabei sind sie so mit Weinreben besetzt und selbst die Gänge mit Weinlaub überzogen, daß der freien Luft aller Durchgang versperrt ist, und man von dem blauen Himmel nur winzige Bruchstückchen sieht. — Meine hiesige Wohnung geht in einen solchen Garten von beträchtlichem Umfange und zwar sind meine Fenster etwas erhaben, so daß ich den ganzen Garten überschauen kann. Dies hatte mich über manche Unbequemlichkeiten der Wohnung selbst hinwegsehen lassen, ich freute mich auf die herrliche Lage und jetzt — vermeide ich es absichtlich an's Fenster zu treten, so sehr ist mir der Anblick zuwider. Denken Sie Sich, lieber Freund, einen ungeheuern Haufen Weinlaub, so weit Ihr Blick nur reicht, zu Ihren Füßen hingeschüttet, worin Sie durchaus nichts Einzelnes unterscheiden, und das

Auge keinen Gegenstand findet, an dem es haften kann; und diesen Anblick beständig vor sich . . . . das ist zum Uebelbefinden langweilig. Ein Blick links auf das schöne Gebirge muß mich entschädigen. — Dieser Garten gehört zu dem lutherischen Spital, einem ehemaligen Nonnenkloster, und in den Kellern unter mir sind die Grabstäte der Nonnen. Ich bat den Vorstand um die Erlaubniß, des Morgens in dem Garten, den Niemand besucht, mein Pfeifchen rauchen zu können, und es wurde mir mit der zuvorkommensten Bereitwilligkeit zugestanden; unglücklicherweise war mir aber nicht gesagt worden, daß auch ein gewisser Schneider zu dem Vorstand gehöre, dem ich also meine B tte nicht unterthänigst hatte unterlegen lassen und dieser — legte einen so wirksamen Protest ein, daß ich nun keinen Fuß hinein setzen darf. — Jetzt da ich den Garten näher kenne, finde ich es von dem Schneider ganz gescheut, daß er seine Machtvollkommenheit bewiesen hat; nur kann ich mir von einer Anstalt, die unter einem solchen Machthaber steht, gerade keinen sonderlichen Begrif machen;

mir fällt dabei immer der Brunnen und der Fuchs ein.

Mit unbeschreiblicher Sehnsucht denke ich oft an die glücklichen Wochen zurück, welche ich im schönen September 1805 bei Dresden in Loschowitz auf einem Weinberge in einem hochgelegenen Hause gelebt habe. Wenn die blühenden Ufer der Elbe im Silberlichte schwammen und des Mondes Wellen durch das glänzende Reblaub hinwallten . . . Sanft senkten sich die Rebhügel zu dem Strande hinab, von den Wogen der Elbe umlispelt und das Ufer darüber hinaus breitete sich in einer unabsehbaren mit Städten und Dörfern und Wäldern besäeten Ebene aus, deren äußerster Rand ein Gebirgkranz umsäumte. Hier schweifte der Blick vom Sattelberge auf die Gebirge Böhmens bis zu dem süßen Meißnerlande, wo einst die Minne ihre Lieder sang. — Ich lobe mir Dresdens Umgebungen!

Siebenter Brief.

An Vergnügungen großer Städte, oder auch nur an Oertern, wo der Gebildete den Abend angenehm zubringen könnte, hat Heidelberg gänzlich Mangel. Es gibt keine Ressourcen, oder Klubben, die Gasthäuser und Billarde sind voll Studenten, die Concerte, welche zuweilen von den Mitgliedern der Mannheimer Bühne oder von durchreisenden Musikern hier gegeben werden, sind ziemlich mittelmäßig im Ganzen und die Theilnahme daran selten ungestört, an Theater ist nicht zu denken, die Winterbälle auf Abonnement müssen Alles ersetzen und bestehen größtentheils aus Studenten . . . Dadurch wird das Leben in der Stadt selbst, besonsonders im Winter, etwas einförmig.

Es ist verschiedenemal im Antrage gewesen, daß die Hofschauspieler-Gesellschaft des zwei kleine Meilen entlegenen Mannheims wöchentlich einige Vorstellungen in Heidelberg geben wollte; allein dem hat sich, wie behauptet wird, der academische Senat widersetzt. Die Gründe an sich mögen zu ehren seyn und würden unter andern Umständen auch wohl gelten; ob sie aber auch hier anwendbar sind, wo die Nähe Mannheims die Jünglinge mit seinen großstädtischen und zum Theil sehr frivolen Vergnügungen anlockt, so daß sie häufig dahin wandern und der Aufwand an Zeit und Kosten dreimal so groß wird? — Was für größere Nachtheile würden denn daraus entstehen, wenn das Vergnügen des Theaters einigemal in der Woche zu ihnen käme, statt daß sie jetzt ihm zuwandern? Zugleich könnte Heidelberg für die Mannheimer Bühne, deren öconomische Verhältnisse eben nicht die glänzendsten seyn sollen, einen sehr guten Zuschuß leisten. Die Gelegenheiten zu Zerstreuungen und Ausgaben, deren es hier doch schon im nachtheiligsten Ueberflusse gibt, würden für die Stu-

denten dadurch eher vermindert als vermehrt werden und die übrigen Einwohner dürften nicht eines Genusses entbehren, der ihnen jetzt nur mit bedeutenden Schwierigkeiten und nur selten zu Theil werden kann.

Für die Bequemlichkeit nach Mannheim zu kommen ist übrigens dadurch sehr gut gesorgt, daß täglich fast zu allen Stunden, vorzüglich aber bestimmt des Morgens um sieben Uhr, Wagen dahin abgehen und des Abends um die nämliche Zeit wieder zurückkommen, worin für den Platz 48 Kreuzer gezahlt wird. Für Männer ist diese Gelegenheit recht gut zu benutzen, obgleich die Gesellschaft, welche sich oft sechs Personen stark in dem nicht gar zu geräumigen Wagen zusammen findet, eben nicht jedesmal die gewählteste ist. Ich hatte vor einigen Tagen das außerordentliche Vergnügen, mit einem schmuzigen Juden, einem Viehknecht, einem Wollbereiter und einem Großknechte die Tour von Mannheim zurück zu machen, von denen der Letztere, ein treuherziger Böhme, sich den Ueberrheiner zu gut hatte schmecken lassen und sich's zur Pflicht

machte, die respectable Gesellschaft zu unterhalten. Zuweilen, wenn es ihm dünken mochte, daß meine Aufmerksamkeit, an der ihm unglücklicherweise vorzüglich zu liegen schien, nicht gehörig gespannt sey, faßte er mich zutraulich am Knopfe und wiegte sich zu mir herüber, daß er mir beinahe auf dem Schoße lag. Dabei dampfte eine Wolke des köstlichsten Fusels um mich her .... Die Freiheit und Gleichheit der Landkutsche wollte mir doch nicht recht behagen ... Auch in der großen Landkutsche, die wir Leben nennen, möchte sie ihre eigenen Unbequemlichkeiten mit sich führen. — Einem Fuhrmann bezahlt man für einen Wagen mit zwei Pferden nach Mannheim und zurück mit dem Trinkgelde und den Chausseen fünf Gulden.

An Schaulust fehlt es hier so wenig, als an irgend einem Orte, den keine Eskimaux bewohnen; dieß beweis't der Zuspruch, dessen sich die Taschenspieler und die Wachsfiguren erfreuen, welche sich zu der Messe hier eingefunden haben, und der Zulauf bei den öffentlichen Prozessionen, die noch, und vorzüglich, am Frohnleichnamsfeste, Statt

finden. — Dergleichen Prozessionen waren mir zwar nicht ganz neu, denn die griechische Kirche hat deren auch; in Deutschland hatte ich aber noch keiner beigewohnt und sie reizten daher meine Neugierde. — Sie sind religiöse Volksfeste, welche das protestantische Deutschland nicht kennt und ich hoffe Ihre Verzeihung zu erhalten, mein Bester, wenn ich Ihnen das Heidelberger Frohnleichnamsfest zu beschreiben versuche.

Einige Tage vorher hörte ich oft aus kleinem Gewehr feuern und erfuhr, daß die Bürgergarde sich einübe zum bevorstehenden Feste. Am Morgen des Frohnleichnamstages zog die Bürger-Artillerie mit klingendem Spiele zu dem Schießhause hin, in welchem einige Feldschlangen stehen, die bei feierlichen Gelegenheiten abgebrannt werden. — Das Schießhaus steht meinem Fenster gegenüber auf der Plattform einer Anhöhe über Weingärten, wo sich die reizendste Aussicht eröfnet. Lauben von Tangel und darunter Tische und Bänke laden zum Schutze gegen die Sonne und zum Genuß des goldenen Rebensaftes ein. — Verfolgt man den Fuß-

steig hinter dem Schießhause vorbei durch dichtes Gesträuch den steinigen engen Pfad, den die vom Berge herabstürzenden Fluthen ausgespült haben, hinauf, so belohnt auf dem sogenannten Riesensteine, einer nackten Felsmasse von der röthlichen Steinart, an welcher die Pfalz besonders reich ist, und die hier aus dem grünen Gebüsche bis zur höchsten Spitze aufstarrt, der Anblick auf die Nekkar durchwallte Schlucht, in welcher Heidelberg sich ausstreckt, auf das Reb- und Waldgebirge darüber hiuaus, rechts auf die herrlichen tiefer liegenden Schloßtrümmer und links in die weite fruchtbare Ebene, reichlich die kleine Beschwerde. — Von dem Ufer des Neckar nimt sich die Felsmasse des Riesensteins wie Trümmer einer Burgfeste aus, deren Bastionen in den Felsen gehauen sind.

Auf den Gassen fand ich es bereits sehr lebhaft. Wo die Prozessionen hindurch gehen sollten, waren unter den an den Häusern stehenden Gnadenbildern niedliche Altäre unter Baldachinen errichtet, mit reichen Stoffen bekleidet und sehr geschmackvoll mit Blumengewünden ausgeschmückt. Die reichen hell-

strahlenden heiligen Gefäße blitzten darauf hervor und das Volk von allen Religionsparteien drängte sich umher und gafte sie an; die Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe und diese jauchzten bei dem Anblicke der Herrlichkeit. — Ein Kanonenschuß gab das Zeichen des Aufbruches der Prozession aus der Pfarrkirche. Alles Volk strömte jezt in den geräumigen Hof des katholischen Seminars, eines weitläufigen stattlichen Gebäudes, woselbst einer der reichsten Altäre errichtet war und wo die Prozession zuerst einsprechen sollte. Der Kirchner bestreute den Gang von dem Hofthore bis zum Altar mit Blumen; die heiligen Gesänge wallten immer näher, von dem Donner der Kanonen oft übertönt; ein Commando der schönen Bürgergarde eröfnete den Zug, dann kam die Schule und hierauf die schwerwandelnden Heiligenbilder; hinter diesen ein reicher Baldachin von angesehenen Dicasterianten in reichgestickten Civiluniformen getragen, unter welchem der Geistliche mit der Monstranz ging; von beiden Seiten begleitete Bürgergarde den Baldachin; diesem folgten Priester in reichen Meßgewänden,

Abbee, Mönche, an welchen sich ein ansehnliches Gefolge von Laien und das Volk anschloß. — Der Zug hatte in der That im Ganzen etwas imposantes. — Jetzt wurde die Monstranz auf den Altar gesetzt, einige Gebete wurden abgesungen, der Priester las das Stammregister Christi, der Gesang wurde angestimmt, die Monstranz erhoben, die ganze Prozession und wer unter dem Volke Katholik war, fiel auf die Knie, die den Baldachin bedeckende Bürgergarde nicht ausgeschlossen, das im Hofe aufgezogene Commando gab eine Salve aus dem kleinen Gewehr, der Kanonendonner, welcher während der Ceremonie am Altare geschwiegen hatte, ertönte wieder und die Prozession setzte sich in Bewegung. Und so ging es von einem Altare zum andern bis zu der Kirche in der langen Vorstadtsstraße nach dem Mannheimer Thore zu, wo bei einer feierlichen Musik ein Hochamt gehalten wurde. — Die Zuschauer von allen Religionsparteien betrugen sich dabei mit Anstand und für jeden war dies ein Fest. Unter den religiösen Theilnehmern bemerkte ich mehre Professoren.

Die Kirche war zu gedrängt voll und ich ließ von der heiligen Wallfahrt ab, welche nach einem Kloster am Ende der Stadt gehen sollte. — In den Gassen, durch welche die Prozessionen (es waren zwei Abtheilungen) gezogen waren, wurden schnell die Altäre abgebrochen. — Daß nun der Tag, den die lieblichste Witterung verherrlichte, in Jubel verlebt wurde und zwar von allen Religionsparteien, das versteht sich, denn hier bewährt sich das Sprüchwort: Leichtes Geld, leichter Sinn. Meine nächsten Briefe sollen Ihnen dies beweisen.

Wenn Sie von der Bürgergarde hören, so denken Sie Sich nur keine solche, wie uns in Norddeutschland, wenigstens vor weniger Jahren noch, so oft zum Lachen reizte. Die Bürgergarden in der Pfalz haben äußerst geschmackvolle Uniformen von einem netten Schnitte, dunkelblau mit hellblauen Aufschlägen, dunkelblauen Unterkleider; die Officiere zeichnen sich durch goldene Epaulets aus und Alle tragen einen hohen farbigen Federbusch; die Bandeliere sind von lakirtem Leder mit vergoldeten Schnallen und Verzierungen; die Armatur ist

schön und geschmackvoll, die Haltung sehr militairisch, die Leute sind in den Handgriffen gut geübt und haben französische Gewandtheit. Es ist in der That ein Vergnügen, diese schönen wohlgewachsenen Menschen zu sehen. Sonderbar nahm es sich aber aus, als bei Erhebung der Monstranz die Begleiter des Baldachins die Hüte abzogen und mit dem Gewehre niederknieten. Die Idee der Demuth mit den Waffen in der Hand hat etwas widersprechendes.

Die katholische Gemeinde scheint die zahlreichste zu seyn; doch sind mehre ihrer Kirchen eingegangen, worunter besonders die ehemalige Jesuiterkirche sich als ein schönes Gebäude mit einer eleganten Façade auszeichnet. Sie hat mehrmals zum Magazine dienen müssen und steht seitdem ungenutzt da. — Man rühmt vorzüglich die Orgel darin; in der großen lutherischen Kirche ist diese sehr schlecht.

Ob eigentliche Bigotterie unter den hiesigen Katholiken noch herrschend seyn mag? — Einzeln vielleicht, im Ganzen bemerkt man durchaus nichts davon, wie dies doch vor etwa funfzehn Jahren

noch an allen Religionsparteien in Heidelberg bemerkbar gewesen seyn muß, nach den einstimmigen Berichten mehrer glaubwürdiger Zeugen, denen es damals hier gar nicht gefallen hatte, weil bei der allgemeinen Spannung der Gemüther gegen einander die religiöse Parteisucht beinahe keinen andern Gegenstand der Unterhaltung kannte. — Jetzt ist diese Spannung völlig verschwunden, wenigstens öffentlich, und alle drei Religionsparteien sind unter einander durch die Bande der Verwandtschaft vereinigt. — Herrliche Frucht des Geistes der Duldung.

Duldung? Wahrlich, Freund, ich glaube, einen unpassendern Ausdruck für Toleranz, nicht dem Wortverstande sondern der Idee nach, hätte man wohl kaum wählen können, als dies Wort. — Mir tönt es immer wie eine Lästerung! Man merkt es ihm an, daß es von einer Partei zuerst gebraucht wurde, welche die Herrschaft sich anmaßte und durch diesen Ausdruck dem Zwange der Umstände den Mantel der Großmuth umwerfen wollte. — Duldung! — Was heißt denn eigentlich dulden? —

Das ertragen, was man allenfalls auch wohl das Recht und die Macht hätte nicht zu ertragen, und dann Zweitens: Mit Ergebung leiden, was man nicht ändern kann. — Und ein solches Wort gebrauchen wir noch immer zur Bezeichnung des Glaubens der Vernunft, der gewiß kein blinder Glaube ist: daß es thöricht sey um Meinungen und Satzungen einander die Hälse zu brechen, daß die gute Sache dadurch nicht gefördert werde, daß freies Forschen ihr allein zuträglich sey, daß vor der Sonne der Wahrheit allein alle Nebel verschwinden und daß wir kein Recht haben, unsre Meinung in Sachen, die den innern Menschen angehen, selbst wenn sie wirklich die bessere wäre, Andern gewaltsam aufzudringen; denn, sagt die Schrift: Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. — Wollt Ihr Euch anmaßen, Ihr Thoren, das nur zu dulden, was heiliges unveräußerliches Recht der Menschheit ist? — Nein Du sanfter reiner Sinn der ächten Religion, Du bist nicht Duldung, eben so wenig als Du Glaubensgleichgültigkeit (Indifferentismus) bist;

Du bist die Ruhe des Weisen, der sich nicht anmaßt den Geistern ihre Bahn vorzuzeichnen, sich aber auch durch ihre scheinbaren Irren und Abweichungen nicht verwirren läßt. Ist die Sprache zu arm, Dich mit einem Worte zu bezeichnen? — Gewissens-Freiheitssinn möchte ich Dich nennen in der ganzen umfassenden Bedeutung des Wortes. — Wer Dich Duldung nennt begreift Dich nicht!

Achter Brief.

Was man so eigentlich Leben im menschlich-physischen Sinne nennt, davon hat der Nordländer doch keinen rechten Begrif, und kann ihn nicht haben, denn nur eine überschwänklich reiche Natur, wie der milde Süden uns darbietet, kann das Gefühl dafür erwecken. Unverkennbar ist im nördlichen Deutschlande das höhere Streben des Geistes.

Wo der cultivirte Mensch zu physischen Genüssen nicht soviel Anreiz findet, da wendet er sich mehr an den Geist; dieser muß ihm ersetzen, was ihm an jenen abgeht. Sehr treffend antwortete ein witziger Süddeutscher seinem Freunde, einem Norddeutschen, der sich nicht zu erklären wußte, warum in den Weinländern selbst so wenig Sänger des Weins erstünden: Weil wir den Wein trinken, den Ihr besingt. Diese begünstigtern Kinder der Natur geniessen in der Wirklichkeit, was dem Nordländer die Phantasie vorgaukelt, und wovon er sich nur höchstens einen Schein zu erkünsteln vermag.

Der Pfälzer, der sich eines herrlichen Bodens, einer reizenden Natur, des Ueberflusses an den edelsten Erzeugnissen erfreut, genießt mit Leib und Seele, und sucht soviel als möglich jeden Tag sich zu einem Festtage zu machen, und nur die Nothwendigkeit, dem eigentlich beschränkten urbaren Boden mehr als eine Aernte abzugewinnen, treibt ihn zur Thätigkeit an. Tanz, Wein und Liebe sind die drei Genien, die ihn durch's Leben leiten, und die Industrie trit mit ihnen in den

Bund, damit es ja nicht an Gelegenheit zu Befriedigung ihrer Wünsche fehle. Die Städte sind voll Weinschenken, die Vorstädte voll Tanzböden, und in den Dörfern, die aber auch füglich norddeutsche Flecken vorstellen könnten, gibt es mehr als ein Wirthshaus, wo an Sonn- und Festtagen die gellende Geige mit dem brummenden Basse — die große lärmende Trommel nicht zu vergessen — zum Tanze anlocken.

Eine ganz vorzügliche Rolle spielen aber die Kirchweihen, oder, wie der Pfälzer sie nennt, Körwen. — In Heidelberg und in den nächstgelegnen Vergnügungsörtern werden wohl ein Dutzend solcher Körwen gefeiert. Die Erlaubniß dazu muß von der Polizei gelös't werden, und diese wird nur einzeln ertheilt. Diesen Sonntag hat dieses Wirthshaus (ausserhalb der Stadt) Körwe, den künftigen jenes, und jede dauert wenigstens zwei Tage. Welch' ein Leben dabei herrscht, ist unglaublich. Der Raum wird natürlich sehr bald zu enge; allein keine Hitze, kein Gedränge, kein Staub, nichts vermag davon zurückzuhalten. Der einzige Tanz ist der deutsche

Walzer, oder, wie er hier heißt, das Lendern, und weder alt noch jung schlägt den Tanz aus. — Es sind die Orgien des Bacchus; die Mänaden fehlen nicht, und das Evan Evohe! sprudelt von den Lippen. — Daß hier oft mehr als Zeit und Geld verloren geht, läßt sich leicht denken.

Haben die Körwen in der Stadt ihre Endschaft erreicht, dann beginnen die auf den Dörfern, wohin denn auch aus der Stadt Alles zuströmt. Hier zählt man die Theilnehmer zu Tausenden.

Und sie eilen dahin, die leichtumfloreten Jungfrau'n,
Um sie schwärmend ein Heer von lieb'erseufzenden Herrchen,
Während trägeren Schritt's Papa mit Mama dort nachkeucht;
Und muthwillige Knaben und schelmische Mädchen, die flattern
Gleich Amoretten voraus, unfolgsam dem Rufe der Alten.
Jetzo erscheinen die Hütten, des Landvolks friedliche Wohnung,
Heut' voll frohen Gewühls, dem ländlichen Feste zu Ehren;
Und es schwirrt der gellende Hall der Geigen, geleitet
Von des Basses Gebrumm, der Trommel lautem Gepolter,

Freundlich den städtischen Gästen, den hochwillkommnen, entgegen.
Und es zuckt im Fuße den Mägdlein fröhliche Tanzlust.
Aber die jubelnden Dörfner sind längst in festlicher Kleidung,
Alt und Jung, in Reihen zu deutschem Tanze versammelt.
Sehet die glühende Kathel, sie schwingt der rüstige Hans dort
Lustig umher, und sie wirbeln vorbei manch älterndem Pärchen,
Welches die Spiele der Jugend bedächtigern Schrittes erneuet.
Und es prangt die Straße voll glänzender Buden, anlockend
Mit schönfarbigen Bändern und strahlenden Ohrengehängen,
Und noch manchem, was sonst wohl ländliche Schönen erfreuet;
Nicht vergebens ... Es lies't den Wunsch der spähende Jüngling
In dem strahlenden Auge des lüsternen Mägdleins, und opfert
Willig den Thaler ihm auf, den sorgsam ersparten, den blanken,
Holden Dankes gewiß. — Doch jetzo treten hervor zwei
Knaben mit flimmernden Hüten und seltsam prangendem Aufzug,

Schäferstäb' in der Hand mit flatternden Bändern gezieret.
Bald umschließt sie ein gaffender Kreis, und die ländlichen Sänger
Ueben ihr sinniges Spiel in künstlich klappernden Reimen.
„Hirten treffen sich auf der Flur, und grüßen einander,
„Fragen nach ihrem Geschäft und nach der Geliebten des Herzens;
„Leicht dünkt ihnen das Leben in heiterer Fülle der Jugend,
„Und bald fühlen sie sich zu Wettgesängen begeistert.
„Und es erhebt sich der Streit in rauhen ländlichen Tönen,
„Doch dem Ohr und dem Herzen nicht unlieb, preisend die Wonne,
„Welche den Fluren entsprießt und glüht im Auge der Hirtin.
„Aber es überschleicht jetzt süßes Ermatten die Sänger,
„Und sie lagern am rauschenden Bach, und es schließet der Schlummer
„Scheinbar das Auge." . . . Nun drückt der lächelnde Haufe den Schelmen
In die offene Hand wohl manch schönblinkenden Kreuzer.
Schnell ist der Schlummer entflohn, und jubelnd ziehen sie weiter.
Während deß kreisete fleißig der schäumende Becher, auch ruhte

Nicht der schwebende Tanz im staubigen Zimmer, das Fenster
Hängt voll gaffender Kinder, die laut aufjauchzen vor Jubel.
Nach und nach beginnt der entferntere Städter den Rückweg;
Aber des Dorf's Einwohner, sie ruft die Glut erst in Osten
Von dem frohen Gelag zu den thauerglänzenden Fluren.

Dies, Freund, ist in einem schwachen Abrisse das Bild einer Körwe, der ich selbst beiwohnte. Sie versetzte mich in die Fluren des Siculischen Sängers. — Woher aber hier diese dramatisch ländliche Scene? — Indem ich durch das Dorf ging, sah ich mehre Bewohner, welche nicht an dem Tanze Theil nahmen, vor den Hütten sitzen, und einem armen Knaben zuhorchen, der ihnen seine Reime herperorirte und gestikulirte, — Das scheint also Sitte zu seyn — neuere oder ältere?

In den Wirthshäusern wird gemeiniglich ein eigener bedeckter, jedoch überall ofner Saal im Freien erbaut; in den Dörfern fiel es mir auf, dies nur selten zu finden. Hier preßte sich das Landvolk in den beengten Zimmern zusammen.

Ausser den Körwen gibt es auch Scheibenschiessen. Der Unternehmer setzt gewisse Preise von Silber-

geräth u. s. w. aus; die Theilnehmer müssen für jeden Schuß ein Gewisses erlegen. Für die Frauen und das junge Volk erschallen auch hier Geigen, Flöten und Bässe. Tische mit Kuchen, Früchten und blinkenden Flaschen stehen umher, und sind mit wohlgekleideten Städtern und Dörfnern besetzt. — Auch ein solches Vogelschiessen dauert mehre Tage.

So schwindet die freundliche Jahrszeit im Rausche von Vergnügungen dem Volke hin, und auch die unfreundliche, die hier jedoch lange nicht eine so düstere Miene macht, als im Norden, unterbricht diesen Rausch nur selten. — Wie viel verlieren an wahrer innerer Fröhlichkeit die Feste, selbst die ländlichen, in Norddeutschland, wo nur Bier und Branntewein den Frohsinn belebt; hier begeistert Bacchus, der Freudenspender.

Neunter Brief.

Für die Gebildeten gibt es im Sommer nicht weniger Gelegenheit zu feinern Genüssen in Heidelberg. Die unbeschreiblich herrlichen und großen Trümmer des Bergschlosses, der ehemaligen Residenz der Pfalzgrafen, von deren Altanen aus sie die Gränzen ihres Reiches in weiter Ausdehnung erblickten, sind Ihnen dem Rufe nach bekannt. Das Ganze steht noch größtentheils in seinen Mauern da, und so, daß die verschiedenen Perioden seines Baues deutlich erscheinen. Die Blitze des Himmels und des Feindes zerstörten den stolzen Sitz prachtliebender und geschmackvoller Fürsten, und die Gewalt des Pulvers sprengte die Felsenmassen der Thürme; der eine — wahrscheinlich ein Hungerthurm mit

mehren Stockwerken, gewiß aber zu Gefängnissen bestimmt — borst aus einander; die eine größere Hälfte stand fest, und die andre stürzte unzersplittert in die Tiefe, und steht nun in kühner Stellung da, als wollte die runde Masse noch fortrollen. Seit grauen Jahren steht sie so da. Eine Brücke führt in das tiefe gewölbte Schloßthor, über welchem ehemals das silberne Wappen, von zwei noch vorhandenen geharnischten Rittern gehalten, prangte. Die wohlerhaltene Füllung über dem Wappen ist ein unbeschreiblich zart nnd nettgearbeitetes Liniengewinde, so wie denn Zartheit und Vollendung fast aus jedem Theile der großen Trümmer anspricht. Jetzt eröfnet sich der geräumige Schloßhof, an dessen Eingange gleich zur Rechten die bekannten sechs Granitsäulen vom feinsten Korne (aber nicht von großem Umfange), welche einst den Pallast Carls des Großen zu Ingelheim zierten — das Dach über dem Schloßbrunnen tragen. — Zur Linken steht der älteste Flügel von schwerfälliger Bauart; zur Rechten aber steht der Flügel, in welchem sich der prächtige Rittersaal befand, wie ihn

kein Kaiser hatte. Dies ganze Gebäude ist äusserst merkwürdig. Es ist von dem rothen Sandstein' erbaut, den man in der Nähe Heidelbergs bricht, und in jedem Pfeiler bis in die höchste Spitze hinauf sind Nischen, in welchen von grünem Gestein, (ob von Natur oder durch die Länge der Zeit grün geworden, weiß ich nicht) Statuen stehen, mythologische Gottheiten des Alterthums mit Heiligen und Helden in sonderbarer Vermischung. Unten sind weitläufige Gewölbe, in den Ritter-Saal aber führt eine steinerne mit Gesträuch bewachsene Treppe, deren Stufen zum Theil ausgebrochen sind. Die Pfosten der hohen Thüre sind mit äußerst nett und geschmackvoll gearbeiteten Armaturen bedeckt, so wie die Wände des Einganges. Ueber Schutthaufen klimmt man hinweg in das Innere, wo die kleine Beschwerlichkeit reichlich belohnt wird. Welche Gewalt mußte dazu gehören, diese Gewölbe zu sprengen, deren Trümmer noch jetzt Jahrhunderten trotzen werden! Vorzüglich ziehen aber die geschmackvollen Blumen- und Fruchtgewinde, welche das Innere der Thüren

und der Kamine verzieren, und nur einem griechischen Meißel entblühen konnten, unwiderstehlich an. Mich wundert, daß noch kein Zeichner (soviel mir wenigstens bekannt ist) sie abgebildet hat; sie sind unstreitig das Geschmackvollste und Vollendetste in ihrer Art, und wohl des Studiums werth. Die Vermischung des Gothischen und Griechischen ertheilt dem Ganzen einen eigenen reizenden Charakter. Der dem Eingange gegenüberstehende Flügel ist der neueste, und gleichfalls, aber nicht so reich, mit Statuen, und zwar mit den Statuen der alten Pfalzgrafen geziert, die zum Theil sehr verstümmelt sind, und den Herabsturz drohen. Die Kapelle unten soll noch mit geringen Kosten in brauchbaren Stand gesetzt werden können. Hinten stößt ein außerordentlich geräumiger Altan mit einem steinernen Geländer, und zwei bedeckten gothischen Vortritten, an. Er nimt die ganze Breite dieses Flügels ein, und hat die Aussicht auf den Neckar, und auf die reiche Ebene zwischen den Gebirgen hindurch. — Oben auf diesen in ihrer Herrlichkeit noch prangenden Mauern steht die Gerechtigkeit mit Waage und Schwert.

Wohin sprühet Dein Blick? Hebst Du das Flammenschwert?
Klingt die furchtbare Waag', richtender Genius?
Ist erschienen der Tag, deß
Ach! mit Bangen die Menschheit harrt?

*

Warum wählte Dein Fuß Trümmer der stolzen Burg
Deutscher Fürsten zum Stand, richtender Genius?
Auch als Trümmer noch hebt sie
Kühn ihr Haupt zu den Wolken auf!

*

Mußt' in Trümmer sie hinstürzen, und doch erwählst
Du zum Throne sie Dir, richtender Genius?
Schauest furchtbar umher, doch
Schnellt die klingende Waag' empor?

*

Doch, Du senkest das Schwert; noch ist erschienen nicht
Dein Tag . . . Aber er kömmt, richtender Genius!
Hört es, Völker, er stürmt schon
Ueber Trümmer herauf . . . er kömmt!

— — — — — — — — — — — —

Noch steht die äusserste Mauer des Schloßtheils, den die Gemahlin Friedrichs des Winterköniges, die Engelländerin, erbaute, und zeichnet sich vor Allen durch eine edle Einfachheit aus; auch das Thor mit seinen Weinlaubgewinden, welches dahin führte, ist noch erhalten. — Ueppig schlingt sich überall der Epheu um die Trümmer her, und bildet um die Pfalzgrafen reichbelaubte Nischen, aus welchen sie mannhaft hervorzutreten scheinen. — Im Innern der Gemächer trift man neuangelegte Gärten mit Sitzen in den Fenstern an, und sogar ganz oben auf der Spitze eines halbgesprengten Thurmes findet sich eine solche Gartenanlage. Neues jugendliches Leben sprießt überall um die Trümmer und in denselben kräftig auf, und überall stellt uns die Industrie die seltsamsten, oft wehmüthigsten Kontraste dar.

In Terrassen erhebt sich auf den anstossenden Bergen der Schloßgarten, der noch Spuren vormaliger Herrlichkeit trägt, und jetzt mit Gesträuchen und Pflanzen aus allen Himmelsstrichen prangt; denn er dient dem Forst- und Landwirthschafts-

Institut, unter der Aufsicht des Oberforstraths Gatterer, welcher zugleich die Aufsicht über das Schloß und Alles was dazu gehört führt, zu seinen Anpflanzungen. Mit dem Nutzen ist hier das Angenehme verbunden; die Anlage ist mit vielem Geschmacke geordnet; überall trift man auf reizende Boskete und einladende Sitze; die herrlichen Aussichten umher sind sehr verständig benutzt, und obgleich der steile Aufgang mit einiger Beschwerde erstiegen wird, so erträgt man diese doch gern, der reichsten Belohnung gewiß. Dieser Garten beherrscht nämlich die Trümmer, die Stadt in der Tiefe, die unbegränzte blühende Ebene, welche der Neckar und der Rhein silbern durchwallen, und die umherliegenden Gebirge. Im Hintergrund' erhebt sich ein Wald von edeln Castanien. Weiß und rothblühende Akazien, schlanke Pappeln, blühende Mandelbäume, Cytisus u. s. w. erheben sich hier unter den glühenden Rosengebüschen. Auf einem von Linden beschatteten Platze nach der Ebene zu steht ein runder Salon zum Tanz, und unter den Bäumen umher stehen Bänke. Hinten im

Garten ist ein Büffet, wo man zu billigen Preisen Erfrischungen aller Art und recht guten Wein haben kann. Durch Subscription war für diesen Sommer hier Dienstag Abends Musik, und oft finden sich Gesellschaften ein, die nnter den großen Laubgewölben zu Abend speisen; seltener sind Mittagsgesellschaften; dagegen werden hier fast täglich Thees gegeben.

Diese Partie Heidelbergs, unstreitig die interessanteste in mehr als einer Hinsicht, bleibt immer neu und überraschend, wozu die magisch wechselnde Beleuchtung zu den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten unendlich viel beiträgt. Zugleich gewährt sie, was den übrigen fehlt, lieblichen Schatten und Kühlung. — Der thätige Oberforstrath Gatterer sammelt gegenwärtig an einem Museum, in welchem Alles aufbewahrt werden soll, was sich in den Trümmern etwa findet, und einige bereits aufgefundene Stücke geben Hofnung zu manchen Merkwürdigkeiten, welche unter den gewaltigen Schutthaufen und den Gewölben wahrscheinlich noch verborgen, ja vielleicht in der Stunde der

Gefahr dahin gerettet worden sind. Auch hat er eine Sammlung von ausgestopften Thieren des Landes hier angelegt. — Der Großherzog, welcher der weitern Zerstörung dieser interessanten Trümmer Einhalt gethan hat, trägt einen Theil der Unterhaltung, und das übrige wird aus der Verpachtung der Wirthschaft, der Fruchtbäume und dem Verkaufe der Sämereien, Gewächse u. s. w. gezogen. — Es lag hier ein Buch, in welches jeder Fremde, der das Schloß besuchte, seinen Namen aufzeichnete; allein der Zartsinn der Musensöhne hat es rathsam gemacht, dies Buch zu schließen, und als ein akademisches Dokument bei Seite zu legen.

Außer diesem reizenden Lustorte gewährt eine Wallfahrt ins Neckarthal nach dem unbeschreiblich lieblich gelegenen Stifte Neuburg (gegenwärtig eine Damast-Fabrik) mit seinen weitläufigen Gärten und Wiesen und Weihern, am jenseitigen Ufer des Neckars, oder ein Spaziergang am diesseitigen nach dem bekannten Wolfsbrunnen, reichen Genuß. Beide Spaziergänge haben ihre eigenen Reize. Auf

dem jenseitigen Ufer ist die Aussicht freier, und der Blick auf die diesseitigen Berge mit ihren seltsamen Felsenmassen, und vorzüglich beim Rückwege auf die Schloßtrümmer und die Stadt, mahlerischer; allein es fehlt an Schatten, da hier wegen des Schifsziehens den Neckar hinauf kein Baum stehen kann. Diesen Vorzug hat wieder das diesseitige Ufer, und dies gewährt noch den Vortheil, daß man einen andern Rückweg gewinnt, nämlich vom Wolfsbrunnen über die Berge, der sehr reizend ist, vorzüglich in der Abendbeleuchtung.

Der Wolfsbrunnen an sich, der seinen Namen von einer Sage führt, die hier eine heidnische Prinzeß von einem Wolfe zerreißen läßt, ist nicht besonders reizend. Die hier befindlichen drei großen Weiher, welche Forellen enthielten, gaben ihm einst einiges Interesse. Das Thal, in welchem er liegt, ist zwar heimlich, aber zu beengt. Man genießt jetzt hier Milch und Früchte, und der Wolfsbrunnen ist immer ein angenehmes Ziel für einen Spaziergänger. Diesem bieten jedoch auch mehre am Neckar schön gelegene Wirthshäuser Erquickung

an, worunter der sogenannte Hausacker sich auszeichnet durch herrliche Forellen, die man abkochen läßt, so wie sie lebend aus dem Wasser kommen.

Zehnter Brief.

Die Partie, welche ich Ihnen jetzt beschreiben will, lieber Freund, verdient wohl einen eigenen Brief. Hätte ich den Pinsel eines Claude Lorraine oder eines Hackert, ich würde ihn in die reizendsten Tinten tauchen, um Ihrer Phantasie das liebliche Bild vorzuzaubern, welches die Wirklichkeit hier darbietet. — Es ist eine Fahrt oder ein Spaziergang das Neckarthal hinauf nach dem romantischen Neckar-Gemünd und Neckar-Steinach. — Da ohne sich bewegende Gestalten keine Landschaft reizend ist, so erlauben Sie, daß ich Ihnen eine solche Spazierfahrt, wie sie wohl zuweilen stattfindet, beschreibe, um wenigstens durch Leben zu ersetzen, was dem Colorit abgehen möchte.

Um fünf Uhr an einem heitern Morgen versammelt sich die Gesellschaft, die sich willig den Armen des Morpheus entwand, um in der Kühle die Wanderschaft anzutreten. Die verheiratheten Damen steigen in Wagen, und das junge Völkchen und die nicht gar alten Herren wallfahrten zu Fuß. Ein Boot mit Lebensmitteln und den nöthigen Bekleidungen für den Abend wird abgesendet. — Leichten Schrittes eilen die reizenden Nymphen von den jungen Herrchen, die mit ihren haarumkränzten Gesichtern jungen Faunen nicht unähnlich sind, umschwärmt voraus, als wollten sie mit Zephirs-Eile dem Ziele zufliegen; doch bald ermüdet das Füßchen, das nur im Rythmus des Tanzes Meilen unermüdet zurückzulegen vermag, und einzelne Gruppen bleiben weit zurück. — Bis an die bestimmte Stelle am Neckar ging es noch in Gemeinschaft. Hier wird das Boot bestiegen, welches den Zug schnell an's jenseitige Ufer führt. Die Wagen fahren über die Brücke, und dann das Ufer hinauf. Die Rebengebirge zur Linken und den Neckar zur Rechten geht es nun das Thal

aufwärts vor dem Stifte Neuburg vorbei nach Ziegelhausen, und mit jedem Schritte wandelt die Landschaft vor unserm Blicke. — Jetzt ist der Hintergrund verschlossen von dem Gebirgkranze mit den Reben- und Kornfeldern; die schlanken Pappeln des Stiftes lehnen sich daran; der Neckar gleicht einem Silbersee, in dem der lazurne Himmel ruht, und ein zweites grünes Gebirgufer uns zulächelt. — Doch jetzt eröfnet sich das Gebirge, und der Strom schlängelt sich uns aus unabsehbarer Ferne entgegen; terrassenförmig erheben sich die Ufer, an welchen sich Winzerhütten und Rebhügel hinziehen. — Jetzt führt der Weg von dem Neckar ab, tiefer ins Gebirg hinein, und den sanft aufschwellenden Bergrücken hinauf. Der Buchenwald nimt uns in seine Schatten auf. Hier öfnet sich ein Thal mit grünen Matten von Kristallbächen lieblich durchrieselt, dort senkt sich die tiefe Kluft hinab, und wir berühren die wogenden Wipfel der vom Grunde hochaufstrebenden Buchen. Der frohe vereinzelte Zug gibt Leben der Straße. — Da erschallen im Gebirge die lustigen Hörner und

Clarinetten, und alle Echo umher erwachen von ihrem Rufe. Eine Ueberraschung der männlichen Jugend, welche für Musik zur frohen Wallfahrt sorgte. — Der Weg senkt sich wieder dem Ufer zu, und im wasserreichen Grunde liegt das gewerbfleißige Schönau mit seinen Wiesen und rauschenden Mühlen. Hier entsteigen die Damen den Wagen. Eine kleine Erquickung zur weitern Wallfahrt belebt mit neuer Kraft; aber das muthwillige Völkchen versammelt die Jugend des Fleckens auf der Aue, der deutsche Walzer wirbelt, und in langen Reihen schweben in heiterm Gemische die Tänzer dahin. — Doch die ältern Glieder der Gesellschaft ermahnen zum Aufbruch und vereint wallt nun Alles dem Ziele Neckar-Steinach zu.

Der Weg führt durch den kühlen Wald, über duftende Auen und durch liebliche Thäler zu den Trümmern der Bergschlösser, welche hier vor mehren Jahrhunderten dem Wanderer, und besonders dem Handelsmanne, stolz und furchtbar von dem hohen Ufer des Neckar herab drohten. Die eine dieser Burgen, um welche drei andere in Trüm-

mern umherliegen, ist zum Theil erhalten, und unter andern der Flügel mit dem Rittersaal, in welchem jetzt der freundliche Beamte wohnt. Hier wird sich neben den Ruinen am Rande eines angebauten blühenden Thales unter dem Schatten hoher Buchen gelagert, der Labebecher kreiset umher, und es erschallen die Lieder der Freundschaft, der Liebe und des Weins zu den Tönen der Instrumente. — Die Ruhe war nach dem langen Wege Bedürfniß; doch nun meldet sich die Eßlust und findet reiche Befriedigung in dem Mahle, welches auf dem Teppich, den die Natur wirkte, bereitet wird. — Nach der Mahlzeit wird der Kaffee im gothischen geräumigen Rittersaale getrunken, es erhebt sich die Musik, und der Tanz beginnt, englische und französische Tänze, und zur Erholung ein Walzer. — Wer daran nicht Theil nehmen mag, durchschwärmt die liebliche Gegend, besteigt die Höhen mit den epheuumrankten Trümmern, oder geht in das Städtchen am Neckar hinab.

Hier führt ihn der gefällige Kirchner in die Kirche, welche mit manchem Denkmale der Ritterzeit

prangt. Ihre Erbauung mag um die Zeit der Reformation stattgefunden haben. Die Scheiben prunken noch mit Gemählden in glühenden Farben, und aus den Wänden treten steinerne Ritter hervor. Lange in Stein gehauene Inschriften sagen in treuherzigen Reimen ihren Lebenslauf. Der Eine hat das Schwert vor sich, und einen Saracenenkopf in der Hand. Er war es, der seine Familie von der Schmach der Reichsacht durch mannhafte Thaten im Morgenlande befreite. Unerkannt trug er hier den herrlichsten Sieg über die Ungläubigen davon, und brachte den Kopf des Pascha dem Kaiser. Dieser wollte ihn belohnen, und foderte ihn auf, die Belohnung zu bestimmen. Der Ritter gab sich hierauf zu erkennen, und flehte um die Aufhebung der Acht. Sie wurde ihm gewährt, jedoch unter der Bedingung, daß die Familie den Namen Landschaden führen sollte. — Relata refero. — Andre behaupten, Landschaden bedeute eine Landeswürde; aber so naiv war man auch zu jenen Zeiten doch nicht in den Namen der hohen Reichswürden.

An der entgegengesetzten Wand rühmt die gereimte Inschrift ihren Helden, den die Gicht von dem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen zurückhielt, als den Beförderer der Reformation Luthers. Eine auffallende Erscheinung in einer katholischen Kirche! — Es wird darin gesagt, daß er sich dadurch eine hohe Stufe im Himmel erworben habe. — Die Kirche muß also ehemals den Protestanten eingeräumt worden, und nachher wieder in die Hände der Katholiken, worin sie sich noch gegenwärtig befindet, gefallen seyn. Wie man aber eine solche Inschrift hat stehen lassen, ist unbegreiflich, wofern anders die ersten Wiederbesitzer lesen konnten.

Jetzt heißt es: Zu Schiffe! und Alles eilt der langen Barke zu, welche auf den rundumherlaufenden Sitzen die Gesellschaft einnimt. Es geht nun den Strom hinunter, und die reizenden Ufer mit den herrlichen Ruinen, welche sich hier alle wie in einem Kranze vereint zeigen, und darüber hinweg das hohe Tilsberg mit der Bergveste, um welche kein Baum seinen Schatten wirft, und darunter das sich am Ufer ausbreitende Städtchen, treten

immer tiefer in den Hintergrund. Der Schall der Hörner und Clarinetten, und ein lautes Hussah der Urenkel prallt gegen die Trümmer der mannhaften Ahnherrn, und sie scheinen im Nachhalle zu antworten. — Nach kurzer Fahrt ladet am linken Ufer Neckar-Gemünd ein. — Es wird gelandet, und auf dem vorspringenden erhöhten Garten des geräumigen Wirthshauses Platz genommen. Wie lieblich ist die Gegend! Der freundliche Neckar rauscht daran vorüber; eine Fähre setzt die aus der Stadt zurückkehrenden Landleute an's jenseitige Ufer, es hüpfen die Böte hin und wieder. . . Aber der annahende Abend vergönnt nicht lange zu weilen, und nun beginnt der reizendste Theil dieser Lustfahrt. — Sanft gleitet über den Spiegel des Flusses die Barke — noch immer zu schnell für den Geniessenden — zwischen den reizenden Bergufern fort. Nicht die Barke, die Landschaft wandelt magisch vorüber. Des Abends wohlthätige Kühle erfrischt das Blut, der liebliche Kranz der frohen Jugend mit einzelnen hochaufgeblühten Blumen durchflochten, auf jedem Antlitz die heiterste

Freude, der Wiederhall der wogenden Töne in den Gebirgen, die Zauberbeleuchtung im Abendroth, das immer mehr erblaßt, und jetzt der sternenbesäete Schleier, mit dem die Natur sich schmückt, und der im Aether-Ocean schwimmende Mond, der seinen Silberstrom auf die Ufer gießt. . . Aus allen Lippen drängt sich hervor mit manchem leisen Ach!

Es kann schon nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond, u. s. w.

Hier, hier erhält des Lied poetischen Gehalt. — Nun wechseln Gesang und froher Scherz; wie die Woge um den durchschneidenden Kiel, lispeln die Rosenlippen der Mädchen; laut ertönt das Gelächter, welches ein heiterer Einfall hervorrief. — Aber jetzt verbinden sich zwei einzelne Stimmen voll Wohllaut von der Guitarre begleitet, und mit tiefbewegten Herzen sitzen die lauschenden Zuhörer in Entzücken versunken, und lassen den Zauber der Natur und Kunst lieblich um sich spielen. — Nun landet die Barke, und es wallfahrtet der frohe Zug zur Stadt hinein, im süßen Geschwätze, das oft

nichts weiter sagt, als: Wir waren froh! Wir waren glücklich!

Eilfter Brief.

Auf der entgegengesetzten Seite nach der Ebene zu führt eine herrliche von Nußbäumen beschattete Chaussee nach dem Lustschlößchen der verwittweten Frau Markgräfin in Rohrbach, welches sie von dem gegenwärtigen Könige von Bayern, ihrem Schwiegersohne, dem ehemaligen Besitzer, zum Geschenk erhalten hat. Wenn der Neckar jener Partie, deren mein letzter Brief erwähnte, vorzüglichen Reiz verleiht, so ist dagegen hier die Bergkette, eine Fortsetzung der lieblichen Bergstraße, nicht weniger reizend. — Wir wenden uns aber für heute hier links in die Bergschlucht hinein. Ein schmaler, steiler und steiniger Fußpfad windet sich hin-

auf, und gewährt nur dann und wann eine beschränkte Durchsicht auf die Ebene. Ueberall haben sich die Bergwasser Pfade gewühlt. — Nach einer halben Stunde breitet sich eine waldige Ebene aus, und führt uns in Buchenschatten zu dem reizendsten Thale, in welchem ein einsames Gehöft, von blühenden Matten und kornreichen Fluren umkränzt, zur Erquickung einladet. Dies Gehöft führt den Namen Bierhellerhof, und wird von den Spaziergängern häufig besucht. Auch hier ist seiner Zeit Körwe und Vogelschießen, und die Körwe ist hier besonders reizend. Im Thale sind Zelte und Buden aufgeschlagen; allein der Raum wird bald zu enge, die Gäste aus der Stadt und aus den umliegenden Dörfern alle zu fassen, sie lagern sich im bunten Gemisch auf den umherlaufenden Anhöhen in dem Schatten. Hinter dem Gehöfte auf einer geräumigen Wiese steht der ofne Tanzsaal. — Der Eintrit ins Thal ist überraschend, und überströmt das Herz mit dem Gefühle der Ruhe. Sanft erhebt sich der Bergkranz umher, so wie denn das ganze nicht hohe Gebirge mit dem sanften Wellen-

gewebe eine unbeschreiblich schöne Form trägt. — Ein sehr bequemer und äußerst romantischer Weg führt — vorbei vor der unvollendeten, jedoch trefflich gedachten steinernen Anlage einer Wasserleitung, welche Mannheim mit Quellwasser versehen sollte, aber durch Krieg, und bey der häufigen Verwechselung der Landesherren nicht weit gediehen ist — hinunter nach dem wohlhabenden Dorfe Rohrbach, welches mit reinlichen Wohnungen und breiten Straßen prangt. — Am Ende des Dorfes liegt das oberwähnte Lustschlößchen mit einem kleinen reizenden Park, der sich um ein geräumiges Bassin herumschlängelt, welches, wie die Anstalten zeigen, ehemals mit Wassergeflügel belebt war. Von dem Schlosse aus über das Bassin hinweg ist die Landschaft offen, und zeigt reiche Kornfelder und schöne Dörfer. Sie wird durch die hart am Parke vorbeigehende Landstraße nach Bruchsal sehr lebhaft. — Durch blühende Kornfelder führt ein Weg nach dem nahegelegenen schönen Dorfe Kirchheim, wo man in dem ländlichen Garten des Wirthshauses recht trinkbaren Wein für einen bil-

ligen Preis erhält. (Gemeiniglich nehmen die Wirthshäuser einige hundert pro Ct. auf den Wein.) — Der Rückweg über die mit unzähligen Städten, Flecken und Dorfschaften besäete Ebene durchschneidet die schnurgerade und daher äußerst langweilige Chaussee nach Schwetzingen, deren junge Schatten noch keinen Schutz gewähren, und führt durch die üppigsten Kornfelder zum Mannheimer- oder auch zum interessantern Kegelthor hinein. In mäßiger Entfernung überschaut der Blick hier die ganze Bergkette vom Mölibokus an bis tief nach Bruchsal hinab; an den Bergen hängen die Trümmer alter Burgen; aber vor Allen trit Heidelbergs Bergtrümmer mit den gewölbten weissen Nischen, auf denen ein Theil des Gartens ruht, und die man viele Stunden weit entdeckt, majestätisch hervor. Hier erscheint das Große in milder Schönheit, und die überall sich darbietenden Beweise der menschlichen Industrie von der üppigsten Natur begünstigt, zaubern die lieblichsten Bilder in die Phantasie. — Unbeschreiblich schön ist an einem heitern Abend die Beleuchtung des Hartgebürges

am äußersten Rande der Ebene über den Rhein hinweg; ein wahrer südlicher Himmel mit dem violetten Schleier, den wir in den italiänischen Landschaften eines Hackerts bewundern.

Ein Spaziergang auf dem diesseitigen Bergrücken durch die Rebengelände ist zwar etwas beschwerlich, allein reichbelohnend; doch vor Allen ist d es der Fall auf dem Gebirge jenseits des Neckar. Hier schlängeln sich enge romantische Pfade hinauf, und breiten sich überall durch das Gebirge aus. Blühende Kornfelder, grasreiche Auen, sprudelnde Quellen, geräumige Weiher, und schattige Buchenwälder, von melodischen Sängern und dem zallosen Volke wilden Geflügels belebt, unterhalten den Wanderer mit der reizendsten Abwechselung. Dort oben auf dem höchsten der unzähligen Berggipfel starren einzelne Trümmer empor; sie gehörten einem Kloster an, welches menschliche Kühnheit und Unverdrossenheit hier erbaute, und diesem Berge den Namen Heiligenberg erwarb. — Man schreibt sie den Tempelherren zu, wabrscheinlicher aber den Benediktinern, welche sich um den Anbau

dieser Gegend so hoch verdient gemacht haben. — Mehre Trümmer von Kirchen liegen im dichten Walde zerstreut; auf dem einzigen aufgefundenen Grabsteine eines der Aebte oder Conventualen des Klosters, stehen (nach Wundts Geschichte und Beschreibung der Stadt Heidelberg) die erhabenen Worte in Mönchsschr ft: Lux in tenebris. (Licht in der Finsterniß.) — Dieser Berg ist vorzüglich reich an den interessantesten Erinnerungen für den Deutschen; hier standen einst römische Castelle mit reichen Tempeln.

Dicht an dem tiefsten Abhange steht noch ein Theil der Mauer, so daß er aus dem Rande hervorgesproßt scheint, und weit umher liegen die Trümmer und Schutthaufen, jetzt von reichen Kornfeldern umblüht. Tief darunter ruhen die Schloßtrümmer auf dem Berge am jenseitigen Ufer, die unermeßliche Ebene liegt wie ein Teppich, durch den der Neckar und Rhein ihr Silberband in den mannigfaltigsten und reizendsten Windungen hinschlängeln, zu unsern Füßen ausgebreitet: das dunkle Hartgebirge trit am Horizonte jenseits des Rhein hervor, links

eröfnen sich die Voghesen, und rechts thürmt sich der wolkenumhüllte Donnersberg auf. Speyer, Mannheim, und wer zählt alle die Städte, die hier ein Blick überschaut? — In sanftem Abhange führt der Weg von diesem Berge durch den beerenreichen Wald bei Handschuchheim hinunter.

Alle diese Spaziergänge, außer wenn man die herrliche Chaussee nach Rohrbach geradezu verfolgt, ohne in das Bierhellerthal zu dringen, und längs dem Neckar, sind für gewöhnliche Fußgänger wegen des Steigens ein wenig beschwerlich, und die auf ebenem Boden für Jeden, wegen des Staubes und Mangels an Schatten. Zwar sind die Chausseen mit Bäumen besetzt, allein diese sind noch jung; die ehemaligen schattigen Alleen zerstörte theils des Feindes Hand, mehr noch aber die Hand der Eingebornen selbst, denen die Unterhaltung und Anpflanzung der Maulbeerbäume zu den erzwungenen Seidenfabriken eine unerträgliche Last schien, oder auch war.

Wenn Sie glauben, mein Freund, daß ich Ihnen nun die Lustörter Heidelbergs alle genannt habe, so

irren Sie sehr. Bey einem flüchtigen Aufenthalte bleibt so manches unbemerkt, wenn es auch auf der andern Seite wahr ist, daß man gerade bei einem kurzen Verweilen gemeiniglich mehr sieht und kennen lernt von einem Orte, als wenn man mit dem Vorsatze hinkommt, länger daselbst zu bleiben. Gern wird dann dem kommenden Tage zugeschoben, was man heute geniessen sollte, und dann oft gar nicht genießt, gerade weil einem es immer zur Hand dünkt.

Zwölfter Brief.

Dieser letzte Brief, den Sie von hier aus erhalten, soll Ihnen noch einzelne nicht unwesentliche Züge zu dem ganzen Gemälde Heidelbergs und seiner Umgebungen mittheilen, und darunter darf der berühmte Park zu Schwetzingen, der mit so ungeheuern Kosten (besonders ungeheuer für das Länd-

chen, aus dem sie geschöpft wurden) von Carl Theodor, dem man die gegenwärtige Anlage verdankt, hier ist hervorgezaubert worden. In diesen Park, als Vergnügungsort betrachtet, theilt sich Heidelberg mit Mannheim, da er von beiden Städten beinahe in gleicher Entfernung liegt, und an gewissen Tagen wallfahrtet die schöne und gemeine Welt aus beiden Oertern dahin, vorzüglich am zweiten Pfingsttage. — Doch ist der Zuspruch auch an den Sonntagen ziemlich zahlreich, selbst von Ueberrheinern. Es gibt hier mehre Wirthshäuser, wo man ziemlich gut bedient wird.— Ehemals führten stolze schattige Alleen, besonders von Maulbeerbäumen, von Heidelberg nach Schwetzingen; jetzt ist die schnurgerade und ihrer Einförmigkeit wegen für die Fußgänger kaum abzureichende zwei Stunden lange Chaussee mit schattenlosen jungen italischen Pappeln besetzt. —

Sehr auffallend ist die Veränderung des Bodens. Heidelbergs üppige Vegetation verschwindet, je näher man Schwetzingen kommt. — Eine Reihe ganz artiger Wohnhäuser und andrer großherzoglichen Gebäude führt zu dem Schloßhofe, dessen Hinter-

grund das Schloß selbst, von dem rothen Sandsteine der Pfalz erbaut, verschließt. — An der Pforte muß, wegen in diesem Jahre von Heidelberger Studenten im Park verübter Unordnungen, alles Gewehr und selbst der Stock abgelegt und der Wache übergeben werden, die aus Invaliden besteht, welche zugleich im Parke die Aufsicht haben. — Man geht durch das Schloß und tritt dann auf ein breites, mit schattigen Alleen eingefaßtes Parterre hinaus, das mit mehren Bassins und Wasserkünsten verziert ist. — Unter den Bäumen laden Bänke zum Sitzen ein. — Dergleichen ofne und verzierte Parterre sind Ihnen wohl von mehren altfranzösischen Gärten im großen Style bekannt. — Von beiden Seiten des Schlosses ziehen sich in einem Halbzirkel zwei lange Flügel hin, welche ehemals eine reiche Orangerie enthielten. — Auf allen Seiten breiten sich nun die Anlagen aus, von denen einige sehr reizend sind, wie das Bosket, wo im Myrtengebüsch eine marmorne Venus (nur von etwas zu niederländischen Formen) einem Bassin entsteigt; andre imposant, wie die auf einer

Anhöhe freistehende, ofne, auf Corinthischen Säulen ruhende Rotunde, in deren Mitte, die (nicht vorzügliche) Bildsäule des Musengottes steht und zu der von beiden Seiten hohe Treppengänge hinanführen. Am Fuße der Rotunde stürzt eine Quelle in ein Bassin — wahrscheinlich der castalische Quell, und um einen oval in Stein eingefaßten Rasenplatz im Vordergrunde liegen Sphynxe umher; man sagt Portraite von damaligen Hofdamen der Churfürstin — eine ganz eigene Galanterie. — Die Rotunde selbst steht auf einer Grotte, in welcher Wendeltreppen in den Tempel und auf einen geräumigen Altan hinter demselben führen. — Diese ganze Partie, welche von grün belaubten Gitterwänden umschlossen wird, ist edel gedacht und groß ausgeführt. — Aber das prachtvollste, nur zugleich unnützeste, Monument dieses Parks ist unstreitig die echt = türkische Moskee, an der nur der Iman fehlt, um von den Minarets zum Gebete zu rufen. Das Gebäude ist einfach und von bedeutendem Umfange; die um den innern weitläufigen Hof führenden bedeckten Gänge sollten mit crystallenen

Kronleuchtern verziert werden und sind zum Theil äußerst geschmackvoll al fresco gemalt; das Ganze ist aber noch nicht vollendet. Als Carl Theodor nach München ging, zog er seine Hand davon ab. Eine Erleuchtung dieses Gebäudes, wie sie bei der Anwesenheit des Königes von Schweden stattgefunden haben soll, muß feenartig seyn. —

Eine eigentliche Beschreibung dieses Parks und aller seiner vielfältigen Anlagen, erlassen Sie mir gewiß, theuerster Freund; sie würde die Gränzen dieses Briefes überschreiten und man findet in den Buchläden mehre Beschreibungen, auf welche ich sie verweise; besonders verdienen die bei Kaufmann in Mannheim erscheinenden Ansichten von Schwetzingen, nach Zeichnungen des Hofmalers Kuntz Ihre Aufmerksamkeit. — Ich für mein Theil gestehe Ihnen offenherzig, ich kann die Anlagen der Kunst in diesem Fache, wo sie nicht etwa nur verschönert, sondern Alles allein schafft, wohl bewundern; die unregelmäßigen Schönheiten aus der Hand der Natur ziehen mich aber mehr an, um mit Liebe dabei zu verweilen.

Ein Thal, in dessen stillen Schatten
Die Sängerin der Nacht ihr Nestchen baut;
Aus dessen fröhlich grünen Matten
Die Lerche steigt, sobald der Morgen graut,
Wodurch ein Bach sich silbern windet
Und zwischen Blumen dann verschwindet:
Ach! solch' ein Thal belebt die Phantasie
Zu holderm Spiel, denn alle Eure Tempel,
Moskeen, Ruinen, welche nur den Stempel
Des Geistes tragen, doch — des Herzens nie!
Hier baut sich an des Baches Rande
Die Zauberin ein stilles Hüttchen hin;
Hier pflückt sie Blümchen, wie dem bunten Sande
Des Parkes nie entblühn. Mit zartem Sinn
Flicht Kränze sie den Grazien und Musen
Und singt und scherzt beglückt an ihrem Busen.

Schwetzingen ist eine graziöse Schönheit, deren erster Anblick entzückt, der man aber ihre vor'm Spiegel eingeübten Mienen bald abmerkt. Hier war die schwere Aufgabe zu lösen, auf einem ganz verwahrlos'ten Flecke, der Natur zum Trotz, ein Tempe zu zaubern, und dies ist denn auch der Kunst gelungen, wie so etwas ihr gelingen kann. — Die Aussicht aus dem Parke auf die entfernten Gebirg-

ketten diesseits und jenseits des Rheins ist reizender, als der Park selbst. — Für den Forstkundigen gewinnt aber dieser Park einen eigenen Reiz durch den Reichthum an Holzarten, deren man viele besondere Spezies zählt. Linnee's Tempel steht also nicht ohne Bedeutung hier.

Diesen Sommer bewohnte die Erbgroßherzogin das Schloß. Eine ungeheure Menge großer Mücken, die hier gewöhnlich ihr Wesen treiben und den Lustwandler mit Beulen bedeckt nach Hause senden, machen den Aufenthalt in Schwetzingen sehr unangenehm; doch war dies in diesem Jahre nicht der Fall.

An den Tagen, wo sich Mannheims und Heidelbergs schöne Welt hier vereinigt und wo also auch Alles im höchsten Glanze erscheint, bewährt sich der Geschmack und der Luxus, welche in der Kleidung herrschen, und die Nettigkeit und Reinlichkeit, besonders der Fußbekleidung, machen einen sehr vortheilhaften Eindruck. Vieler Schönheiten kann sich aber Heidelberg nicht rühmen, wenigstens nicht in den obern Ständen; in der dienenden Klasse gibt

es recht hübsche Mädchen, welche die Geschenke der gütigen Natur auch nicht unbenutzt lassen. Bei der beträchtlichen Zahl der Musensöhne fehlt es ihnen nicht an Bewunderern. — Ohne Liebsten ist keine, die das siebenzehnte Jahr zurückgelegt hat, und ein Liebster scheint jetzt in ganz Deutschland für die Mädchen ein so unentbehrliches Stück, daß es nicht mehr der Mühe werth geachtet wird, ein Wort darüber zu verlieren. — Manche haben es denn aber auch hier in Unverschämtheit wirklich bis zur Virtuosität gebracht.

Gerechte Klagen über die Verdorbenheit des Gesindes sind allgemein. — Und auf wen fällt die Schuld? — Zwar herrschen überall noch in der That auffallende Mängel in den Gesindeordnungen, welche um so mehr beherzigt zu werden verdienen, da Leichtsinn, und Liederlichkeit mit allen ihren furchtbaren Folgen immer mehr überhand nehmen und Sittlichkeit und Sicherheit im Innern der Familien doch wohl für den Wohlstand des Staates und seiner Bürger keinesweges unbedeutend sind. Allein auf der andern Seite ist doch durch

Gesetze auch nur immer mangelhaft zu bewirken, was durch Beispiel und verständige Strenge im Innern der Familien selbst sollte bewirkt werden. Seitdem das Hausregiment so milde geworden ist und seine ursprünglich monarchische Form so ganz verändert hat; seitdem die weiblichen Dienstboten aus den Zimmern der Herrschaft mit ihren Spinnrocken verbannt sind, weil das Schnurren die Dame des Hauses im Phantasiespiele schlüpfriger oder überspannter Romane stört; seitdem die Hausfrauen ihre Freuden nicht vor dem gefüllten Linnenschranke im Kreise ihrer Kinder, sondern auf Promenaden, in Theatern, auf Bällen, im Casino und am Kartentische in Ressourcen suchen, wodurch alle Ressourcen des häuslichen Glücks nur zu bald erschöpft werden: seitdem haben Sittenlosigkeit und Leichtsinn, welche man sonst nur in einem hohen Grade in großen Residenzstädten antraf, auch die kleinste Provinzstadt Deutschlandes ergriffen, und der Name einer deutschen Hausfrau, dieser ehrwürdige Name, welcher selbst im Auslande Werth hatte, hat beinahe seine Bedeutung verloren.

Halten Sie mich ja nicht für einen solchen Barbaren, theuerster Freund, daß ich den Werth eines gebildeten Weibes verkennen und verlangen sollte, die jetzigen Gefährtinnen unsers Lebens sollten, wie unsre sehr achtungswürdigen Urgroßmütter, nur bei dem Spinnrocken sich mit der Weisheit begnügen, die ihren Namen daher entliehen hat. Ich halte es für einen großen Vorzug unsrer Zeit, daß für die Cultur des weiblichen Geistes so viel gethan wird. Da von ihm die Bildung der Nachwelt ausgeht, so kann es wohl nicht gleichgültig seyn, welche Bildung er selbst erlangt. Auch sind die Weiber ja die Huldinnen, welche Rosen in den Kranz unsers Lebens wirken. — Es gibt Frauen, — und wer könnte ihnen die höchste Huldigung versagen — welche dem Ideale des Weibes näher kommen, als der gebildetste Mann das Ideal des Mannes erreichen zu können scheint; welche ihren Geist und Geschmack durch eine wohlgeleitete Bekanntschaft mit der Literatur mehr als eines Volks und in der Beschäftigung mit den schönen Künsten gebildet haben, ohne mit dieser Bildung zu prunken; deren

Herz weiblich schön und innig fühlt; die mit feinem weiblichen Takte sich in den Verhältnissen des Lebens bewegen und dabei nicht die engern Pflichten der Hausfrau und Hausmutter gering achten oder damit unbekannt sind. Sie haben ihre edle Weiblichkeit erhalten und nehmen die echte Jungfräulichkeit, ein reines Herz und eine reine Phantasie, ins Greisenalter mit. Ich selbst kenne einige dieser seltenen Frauen und schätze es mit für das größte Glück meines Lebens, daß ich sie kenne. Heil dem gebildeten Manne, der ein solches echt weibliches Wesen in seine Arme schließt und *sein* nennt! — Nur der Flitterstaat in dieser Bildung oder die Ueberschreitung der Gränzen, wobei die Weiblichkeit verloren geht und wodurch die engern Pflichten des Weibes beeinträchtigt werden, nur diesen schreibe ich einen großen Theil des Unglücks zu, das über Deutschland eingebrochen ist.

Wenn man einen Gegenstand der Unterhaltung verlassen will, ohne daß sich gleich ein anderer darbietet, so pflegt man wohl vom Wetter zu sprechen; lassen Sie Sich also sagen, daß man Heidelberg

Ueberfluß an Wind und Regen vorwirft. Ein Franzose, erzählt man, welcher viel von der schönen Natur dieses Städtchens gehört hatte, beschloß sich selbst davon zu überzeugen. Er kam an und es regnete; es vergingen einige Tage und — es regnete; einige Wochen und es regnete immer noch. Länger wollte er nicht warten und reis'te ab. Nach sieben Jahren traf er einen Freund an, der ihm erzählte, daß er so eben von Heidelberg käme. A propos mon ami, sagte der Franzose, y pleût-il encore? — Etwas Wahres mag wohl daran seyn.

Ehe ich aber von dem reizenden Heidelberg Abschied nehme, muß ich noch dankbar erwähnen, daß hier die ersten Bedürfnisse des Lebens reichlich und von vorzüglicher Güte zu erhalten sind; der Gemüse- und Fruchtmarkt ist wohl versehen, Geflügel und sowohl Feder- als Roth- und Schwarzwildbret gibt es in Menge und der Neckar ist fischreich. — Nur guten Wein zu bekommen hält schwer. Der Neckarwein ist bekanntlich nicht von besonderer Güte und der Ueberrheiner, den man in den Kellern findet, ist theuer und selten rein. Die wohlhabenden

Einwohner versorgen sich von dem jenseitigen Rheinufer damit und trinken dann einen guten und wohlfeilen Wein. — Daß man hier durch Bekanntschaft zu recht gutem Burgunder und zwar zu einem sehr mäßigen Preise kommen kann, wird für Sie gewiß nicht einer der stumpfesten Reize seyn, Sie hierher zu locken, für Sie, der Sie seinen Stern so gern leuchten sehen. — Möge er Ihnen im lieblichen Heidelberg recht bald aufgehen.

Anhang.

Ein merkwürdiger Beitrag zu dem Processe der Publicität.

*

Es war im Mai vorigen Jahres, als ich nach Heidelberg kam. Ich verlebte den Sommer daselbst und rechne diese Zeit mit unter die genußreichste meines Lebens, ungeachtet sie, von den änglichsten Besorgnissen bei der politischen Lage meines eigentlichen und meines zweiten Vaterlandes — Preußens und Rußlands — nicht frei war; eine Lage, die schon an sich das Herz des Patrioten zerreißen mußte, wenn sie auch nicht einen so unmittelbaren Einfluß auf meine persönlichen Verhältnisse gehabt hätte, als dies leider der Fall war. Nach den Stürmen, die ich in Deutschland erlitten hatte, wohin ich im Jahre 1805 aus einer sehr glücklichen Lage in Petersburg zur Wiederherstellung meiner, durch überhäufte Berufsgeschäfte äußerst zerrütteten, Gesundheit zurückgekehrt war, um die übrigen Tage meines Lebens, welche die Vorsehung mir mag beschieden haben, wie ich hofte, frei von Sor-

gen und lastenden Geschäften, in einer nicht unthätigen aber doch behaglichen Muße hinzubringen, war mir Ruhe nothwendig und mein Herz sehnte sich nach Erquickung am Mutterbusen der Natur. — Mein Verhängniß hatte mich in Weimar zum Zeugen jenes schrecklichen Tages bestimmt, der meines Vaterlandes Hofnungen auf immer zu zertrümmern schien; ich hatte mit den unglücklichen Einwohnern dieses Städtchens, dem die Musen so hold sind, die Kugeln über meinem Haupte hinsausen, die Flammen auflodern gesehn, welche dem ganzen Orte den Untergang drohten, hatte mit ihnen die drei greuelvollen Tage und die noch schrecklichern Nächte nach der Schlacht verlebt, war Zeuge des namenlosen Jammers gewesen, der überall auf das menschliche Herz unter den schauderhaftesten Gestalten eindrang, mein persönlicher Verlust war nicht unbedeutend und nur die rührende Sorgfalt entfernter und selbstbedrängter Freunde, die mein Herz dafür bis zu seinem letzten Schlage segnen wird, hatte mich, den unbekannten Fremden, vor augenblicklichen dringenden Verlegenheiten geschützt.

Ach! das war eine furchtbare Zeit, die nie, nie meinem Gedächtnisse entschwinden wird. — Aber wie reichlich fühlte ich mich in eben diesem Weimar, welches mit meinem Herzen durch Alles, was ich mit ihm erlitten hatte, näher verbunden war, für alle meine Leiden entschädigt in jenen mir ewig unvergeßlichen Wintermonaten, als der verwüstende Orkan über uns hingebraus't war und doch mehr noch hatte stehen lassen, als man zu hoffen wagte. — Die interessanten hochgebildeten Kreise, welche seit einer langen Reihe von Jahren Weimar zum Gegenstande des Neides so mancher glänzenden Städte machten, sammelten sich wieder, sie wurden auch mir mit Wohlwollen geöfnet und mein Geist und mein Herz fühlten sich neu gestärkt in dem Umgange mit den Männern, welche schon längst, auch im entfernten Norden, Gegenstände meiner höchsten Achtung gewesen waren, und jetzt mit so vielen andern liebenswürdigen und geistreichen Freunden und Freundinnen meine innigste zärtlichste Verehrung in Anspruch nahmen. — Nie, nie werde ich Weimar vergessen! Wie eine wohl-

thätige Gottheit tritt es mir lächelnd aus den Erinnerungen der düstern Tage des Jammers und Schreckens entgegen. — In welcher Stimmung ich nach Heidelberg kam, läßt sich aus dem Gesagten leicht abnehmen! Menschenfeindlich war sie wahrlich nicht.

Ob Heidelbergs herrliche Natur wohlthätig auf mich gewirkt hat und ob ich ihre Vorzüge zu fühlen und zu schätzen weiß, das — mögen die Leser der vorstehenden Briefe entscheiden. — Doch nicht blos die Natur machte mir Heidelberg werth; ich fand auch hier eine wohlwollende Bereitwilligkeit, mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen und hatte bald das Glück, mir Freunde zu erwerben, denen ich mit der herzlichsten Liebe und Achtung anhange, so wie ich ihrer Liebe und Achtung gewiß bin. — Daß ich zwischen Heidelberg und Weimar in vielem Betrachte in Hinsicht des Geistesgenusses einen mächtigen Unterschied fand, das leugne ich nicht, und welcher Unbefangene wird diesen Unterschied leugnen wollen? Auch wurde mir nicht überall die Zuvorkommenheit und die liebreiche Ausnahme,

die mich im nördlichen Deutschlande und besonders in Weimar verwöhnt hatte. — Ein Mann in seinem vierzigsten Jahre mit dem Titel Professor kommt auf eine Universität, um — die schöne Natur zu genießen und in unabhängiger Muße sich und den Wissenschaften zu leben? — Das glaube ihm ein anderer, als ein Kathedermann; er muß andere Absichten haben, er sucht gewiß eine Anstellung an der Universität und wäre wohl gar im Stande, hier ein Publikum zu gewinnen und uns Zuhörer wegzuschnappen. . . Was ist natürlicher als ein solches Raisonnement und was gewöhnlicher, als daß man gegen diese vermeinten Absichten auf seiner Hut seyn zu müssen glaubt? — Wer ist der Mensch? denkt ein Anderer; habe ich doch seinen Namen noch nie gehört, da der meinige in jedem Munde ertönt. (Welcher Professor, der ein Compendium zusammen geschrieben und welcher Dichter, der ein Paar Sonette geleimt hat, wähnt das nicht?) Mit dem bedarf es keiner großen Umstände. . . Und so glaubt er sich auch der gewöhnlichen Gebräuche des Umganges und

der guten Lebensart überhoben. — Dies Alles konnte mir nun sehr gleichgültig seyn, denn wohin mein Herz mich zog, da fand ich reichliche Entschädigung für die Kälte, die ich vielleicht hier und dort verspürte. Man muß Universitäten nicht kennen, wenn man darauf nicht gefaßt seyn wollte, und nun noch dazu eine Universität, wo so Manchem sein Gewissen sagen mag: Deine Anstellung war ein Mißgriff; und er also schon aus Instinkt sich gegen jede Vergleichung zu rüsten und zu wehren sucht: denn auch die Erbärmlichkeit hat ihre Fühlhörner und ihre Scheeren. — Meine Plane konnte mir Niemand eigentlich stören und so ließ ich jeden walten, wie es ihm gutdünkte.

Die, unter dem Titel: Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise von Petersburg über Moskwa u. s. w. nach Deutschland im Jahre 1805, von mir erschienenen Briefe über Rußland, sind vom Publikum günstig aufgenommen worden. Sie enthalten meine Ansichten von diesem Lande, und ich habe mich feierlich dagegen verwahrt, sie für Einsichten ausgeben zu

wollen. — Die mancherlei schiefen Urtheile, welche ich fast überall in Deutschland über Rußland hörte, veranlaßten mich zur Ausarbeitung dieser Briefe; ich entwarf sie mit Freimüthigkeit und ihr Inhalt ist meine innigste Ueberzeugung. So, wie sie es darstellen, habe ich Rußland in meiner dortigen Lage, die wahrlich nicht zu den beschränktern gehörte, kennen gelernt. Es ist möglich, daß ein Anderer in einer verschiedenen Lage es anders ansieht; ich werde nie darüber mit ihm rechten, wenn er mich nur zu überzeugen weiß, daß auch ihm Wahrheit das Heiligste ist, dem der Schriftsteller opfern könne. — Nun muß ich aber doch gestehen, daß ich auch von Deutschland in der Ferne eine andre Meinung hegte, als der nähere Anblick mich belehrt hat und namentlich besonders in Hinsicht der Erziehung und der Moralität. — Hier, wähnte ich, wo fast jede Messe aus beiden Gebieten uns Theorien zu Dutzenden und darunter so viel herrliches mitbringt, wird auch die Ausübung nicht zurückbleiben. — Erziehung hat mich selbst eine Reihe von Jahren hindurch beschäftigt, ich war öffentli-

cher Lehrer an einer großen, blühenden, ihrem innern Gehalte nach im Auslande zu wenig bekannten Anstalt in Petersburg; natürlich ist die Erziehung also für mich ein Gegenstand von dem höchsten Interesse, so wie Moralität mir sehr theuer ist. — Nur zu bald sahe ich, daß es mir darin gehe, wie mit dem Recensenten meiner Briefe über Rußland in der Hallischen A. L. Zeitung, der Alles, was ich von den Vorzügen der Heizung in Petersburg sage, für in Deutschland längst bekannte Sachen erklärt; auf dem Papier mag es vielleicht stehen, aber in der Anwendung habe ich es nirgends gefunden. — Zugleich ist der Unterschied in der Lebensweise und in den bürgerlichen, ja beinahe möchte ich sagen in allen, Verhältnissen zwischen Rußland uud Deutschland so groß und zum Theil so auffallend, daß leicht in mir der Gedanke aufsteigen mußte, mit Hinsicht auf diese Verschiedenheit ein ähnliches Werk über meine Reise durch Deutschland, als ich über Rußland geliefert hatte, auszuarbeiten, wozu noch kommt, daß mein Aufenthalt in den verschiedenen Provinzen Deutschlandes gerade in einen

so merkwürdigen Zeitpunkt fällt, ich ein so naher Zeuge der wichtigsten Vorfälle war und ein günstiges Geschick mich in so manche interessante Verhältnisse gesetzt hatte. — Frei von allen äußern Rücksichten, welcher Art sie auch seyn mochten, wie ich war, läßt es sich wohl denken, daß ich die überall erkannte Freimüthigkeit meiner Briefe über Rußland auch in meinen Briefen über Deutschland nicht verleugnen würde. Aber auch hier begehre ich keinesweges meine Ansichten für Einsichten auszugeben. Es sind meine Ansichten, wie sie sich mir in meiner individuellen Lage bilden konnten, vielleicht hier und da nicht ohne Einseitigkeit, vielleicht mit manchen Irrthümern vermischt; allein wenigstens rein meinem Geiste und Herzen entsprungen und nach meiner innigsten Ueberzeugung dargestellt. — Zurechtweisung ist mir daher, wenn man nur meine Absicht nicht verkennt und verleumdet, gewiß sehr willkommen. — Meinen Briefen über Rußland haben alle öffentliche Blätter, die ihrer bis jetzt erwähnten, auch wo die Mei-

nungen abwichen, in dieser Hinsicht wenigstens Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Während meines Aufenthalts in Heidelberg hatte ich die vorstehenden Briefe entworfen; und da mir ihr Inhalt am nächsten lag, auch sie mir am geeignetsten dünkten, außer dem Zusammenhange mit meinen übrigen Briefen als ein Ganzes zu erscheinen, so sandte ich sie unter dem Titel: Bruchstücke einer Reise durch Deutschland, die nächstens im Drucke erscheinen wird, dem Morgenblatte zum einrücken zu, in welchem schon mehres von mir erschienen war. Mein Name sollte dem letzten Briefe angefügt werden, denn ich liebe eigentlich die Anonymität nicht, ob sie gleich in manchen Fällen der Klugheit sehr angemessen seyn mag. Was in aller Welt hätte mich denn aber bei diesen Briefen wohl abhalten sollen, meinen Namen zu nennen? — Daß ihr Inhalt Einigen nicht angenehm seyn möchte? — Wer sind diese Einigen, um einen freien Mann zum Verstecken zu bewegen? Und wer kann es Allen recht machen — auch nur wollen? — Nur voran

wollte der Briefsteller seinen Namen nicht gestellt wissen, weil er dies für eine Anmaßung hielt, als ob sein Name dem Inhalte Gewicht geben sollte.

Die ersten fünf Briefe erschienen mit Ausnahme des zweiten. Die Gründe, welche die Redaction bewogen, diesen nicht im Morgenblatte aufzunehmen, wurden mir mitgetheilt und ich billigte sie; den 6. 7. und 12. Brief hatte ich nicht eingesendet, weil ihr Inhalt mir nicht gerade von besonderm Interesse schien. — Kaum waren diese Briefe in Heidelberg gelesen, als ich Nachricht erhielt, daß man eifrig nach dem Verfasser herumrathe, ihn nichts minders als des Hochverraths anklage, daß auch ich auf der Liste derer stünde, die man in Verdacht zöge und daß beschlossen wäre, sich in öffentlichen Blättern mit Nachdruck darüber zu erklären. Es wurden mir sehr achtbare Namen genannt, welche wider den Verfasser auftreten würden, um die Kränkungen der Ehre mehrer geschätzten Einwohner Heidelbergs zu rächen. — Der Verdacht ruhte vorzüglich auf einem Manne, der sich kürzlich in Heidelberg aufgehalten und in den Häusern dieser

angeblich Angegriffnen eine sehr geneigte Aufnahme gefunden hatte.

Diese Nachricht war mir keinesweges gleichgültig, denn der Reinheit meiner Absichten ungeachtet mußte ich doch glauben, es könnte mir irgend ein Ausdruck entwischt seyn, welcher zu einer solchen Misdeutung Anlaß gegeben hätte, wenn Männer, deren Achtung mir besonders werth war, dadurch könnten bewogen werden, sich öffentlich dagegen zu erklären; doch machte ich es mir zur Pflicht, meinen Freunden sogleich zu berichten, daß man nicht weiter nach dem Verfasser herumzurathen brauche, hätte man nur die Folge der Briefe abgewartet, so würde man seinen Namen gelesen haben: ich sey es, und ich gäbe ihnen das Recht, ja ich ersuchte sie ausdrücklich darum, dies überall bekannt zu machen, damit man sich nicht gegen einen Unschuldigen zu Ungerechtigkeiten verleiten liesse. Hielte man nach dieser Erklärung es noch für angemessen, ein öffentliches Wort gegen die Briefe zu sprechen, so wäre es nun doch nicht zweifelhaft, gegen wen es gesprochen werden müßte. — Nur die Bemer-

kung konnte ich nicht unterdrücken, daß eine Sache, welche nach den Briefen meiner Freunde mit einer so unerhörten Hitze begonnen wurde, unmöglich ganz rein seyn und gut ausfallen könnte. — Ich suchte jetzt der Blätter habhaft zu werden, in welchen meine Briefe standen, und las sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit durch, und je öfter ich sie las, um so unerklärbarer wurde es mir, daß man es für nothwendig erachten konnte, öffentlich und mit ungewöhnlichem Aufwande dagegen aufzutreten, wenn auch hier und dort ein einzelner Ausdruck oder eine Wortstellung wäre, die ich selbst geändert wünschte und sich gegen einige meiner Behauptungen vielleicht einiges mit scheinbarem Rechte sagen liesse. — Ich werde in dem Verfolge darauf zurückkommen.

Auf einen Angrif war ich also gefaßt, allein auf einen Angrif voll Würde, nach den mir genannten Namen der Theilnehmer und mit der Rücksicht, welche ich, ohne eben eitel zu seyn, auch wohl allenfalls in Hinsicht auf meinen Namen erwarten zu können glaubte. — Die 98te Nummer des in Heidel-

berg erscheinenden Rheinischen Bundesblattes enthielt nun folgendes:

Erklärung.

„Die Unterzeichneten, ergriffen von dem Gefühle „der höchsten Indignation über die immer mehr zunehmende Klatscherei in den deutschen Journalen, „glauben endlich einmal zur Sprache bringen zu „müssen, was schon so lange alle rechtlichen Menschen empört, und wollen, indem sie den öffentlichen Ankläger einer der neuesten Versündigungen „dieser Art machen, wenigstens versuchen, ob dem „fressenden Uebel nicht noch einigermaßen Einhalt „gethan werden könne. Nachdem sie daher die „Briefe über Heidelberg, die in Nr. 277, 279, „293 und 296 des Morgenblattes abgedruckt „sind, gelesen haben, erklären sie nach Pflicht und „Gewissen, und auf ihre Ehre, ohne sich jedoch, „weder jetzt noch irgend je, auf weitere öffentliche

„Erörterungen darüber einzulassen, alle jene feindse-
„ligen, hämischen Insinuationen, die darin gegen
„mehrere hiesige Institute enthalten sind, für ent-
„weder boshafte oder sinnlose, auf jeden Fall völlig
„grundlose Verläumdungen, und was sonst über
„Personen und Oertlichkeiten vorkommt, für alber-
„ne, abgeschmackte Klatschereien; sie erklären fer-
„ner den Verleger und die Redaktion dieses Blattes
„als Hehler und Pfleger der Verläumdung, auch für
„Theilnehmer an dem Schimpfe, mit welchem die
„öffentliche Meinung solche Sündhaftigkeit brand-
„markt, wenn sie sich nicht durch Auslieferung des
„Verläumders an die allgemeine Verachtung lösen
„werden. Sie haben übrigens zu allen Ehren-
„männern unter den deutschen Schriftstellern das
„Vertrauen, daß sie nicht länger durch ihre Theil-
„nahme Institute unterstützen werden, die, allein
„berechnet auf den schlechtesten Grundzug im Cha-

„rakter der Nation, jeglicher Gemeinheit fröhnend,
„auch allein die Herbergen des literarischen Pöbels
„seyn und bleiben sollten. Heidelberg, den 13ten
„December 1807."

Unterzeichnet:

C. Daub, Kirchenr. u. Professor. De Wette, Prof. d. Theologie. F. Wilken, Prof. d. Geschichte. J. Fries, Prof. d. Philosophie. Fr. Creuzer, Hofr. u. Prof. d. Philologie. A. Boeckh, Prof. d. Philologie. Wolf, Kirchenrath, Special-Superint. u. erster evang. luth. Stadtpfarrer. Marheinecke, Prof. d. Theologie. Ackermann, geh. Hofrath u. Prof. d. Medicin. Kastner, Prof. d. Chemie. A. Schreiber, Prof. d. Aesthetik. C. Zimmermann, Doctor. Schelver, Prof. d. Medizin. J. J. Loos, Prof. d. Medizin. Arndt, russ.-kaiserl. Hofrath. Görres, Prof.

Baehr, Inspektor u. evangel. reformirter Pfarrer zum heil. Geist. Kayser, Doctor der Philosophie. —

Wie groß war mein Erstaunen und mein Unwillen, als ich diese Erklärung las. Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte. Zu meiner Beruhigung sehe ich aber nur wenige von den Namen darunter, welche meine Achtung besaßen, nur eigentlich zwei, den des Philosophen Fries, der mir mit ausgezeichneter Gefälligkeit und Freundschaft stets zuvorgekommen war, und des russisch-kaiserlichen Hofraths Arndt, meines Freundes. Die übrigen waren mir theils gänzlich unbekannt, theils unbedeutend oder auch wohl keiner Achtung werth, ausgenommen der Herr Kirchenrath Daub, dessen persönliche Bekanntschaft ich zwar nicht zu machen das Glück gehabt hatte, den ich aber schätzte, weil mehre meiner Freunde von seinen Talenten und seinem Charakter eine sehr vortheilhafte Meinung

hegten. — Wie Männer dieser Art sich hatten verleiten lassen, eine solche empörende, in jedem einzeln Worte das Heiligste der Menschheit, Wahrheit und Gewissenhaftigkeit, so ungescheut und in die Augen fallend beleidigende Erklärung mit ihrem Namen zu bezeichnen, war mir um so unerklärbarer, da ich doch sahe, daß Manche von denen, die mir als meine eifrigsten Gegner waren angekündigt worden, Bedenken getragen hatten, an einer so niedrigen Handlung Theil zu nehmen. — Denn was kann niedriger seyn, als daß diese Erklärung gegen einen Unbekannten gerichtet ist, von dem man sich nicht einmal versehen wollte, daß er es wagen würde sich zu nennen, sondern die Redaction und selbst den Verleger des Morgenblattes unter den entehrendsten Bedrohungen auffodert, seinen Namen Preis zu geben, und ohne abzuwarten, ob diese der Aufforderung genügen würden, über das Morgenblatt selbst, als eine Herberge des literarischen Pöbels, den Bann ausspricht; — und dies Alles, während der Verfasser der Briefe sich selbst genannt hatte und also diese ganze Erklärung eine

hämische Klopffechterei war, die man nicht hatte aufgeben wollen? Was empörender, als daß Männer in öffentlichen Aemtern, Mitglieder einer angesehenen Universität, Schriftsteller von literarischem Rufe, Lehrer der Jugend und des Volks, Priester eines Gottes der Heiligkeit und Wahrheit, Verkündiger einer Religion der Sanftmuth und Liebe, sich nicht scheuen — was dem Menschen das Heiligste seyn muß — Pflicht und Gewissen und Ehre öffentlich Preis zu geben, um die lächerlichsten und zugleich unwahrsten Beschuldigungen zu bestätigen und dann den ehrenwerthen Zusatz machen, daß sie sich weder jetzt noch irgend je auf weitere öffentliche Erörterungen darüber einlassen würden. — Wer wendet sich nicht mit Schaudern von diesem Verfahren hinweg! mir wenigstens war ein Blick in diese Tiefe erschütternd und er ist es mir auch selbst in diesem Augenblicke noch, ob ich gleich, nach meiner jetzigen genauern Kenntniß von der innern Bewandniß, welche es mit der Erklärung hat, sehr geneigt bin, das Ganze in einem mildern Lichte zu sehen und nur einzeln

Bosheit, größtentheils aber Uebereilung und Schwäche erblicke.

Um mich zu überzeugen, welchen Eindruck diese Erklärung auf den Unbefangenen machen würde, nahm ich die Briefe in eine angesehene Gesellschaft mit, las sie vor und da allgemein das Urtheil darüber nichts weniger als ungünstig ausfiel, theilte ich dann auch die Erklärung mit. Ich kann nicht beschreiben, welch einen widrigen Eindruck sie ohne Ausnahme auf Jeden machte und wie sehr die Gemüther empört waren. — In der allgemeinen Indignation fand mein Herz Beruhigung und ich setzte folgende Gegenerklärung auf, welche in Nro. 99. des Rheinischen Bundesblattes erschien:

Gegenerklärung.

„Achtzehn Professoren und angesehene Ein„wohner in Heidelberg sind in Nro. 98. d. J. des „Rheinischen Bundesblattes als Anklä„ger des Verfassers der Briefe über Heidel-

„berg *) in Nro. 277, 279, 293 und 296 des Mor-
„genblattes aufgestanden, und erklären nach
„Pflicht, Gewissen und auf ihre Ehre, daß
„alle feindselige, hämische Insinuationen gegen
„dortige Institute boshaft oder sinnlos, auf jeden
„Fall völlig grundlose Verläumdungen und, was
„noch sonst über Personen und Oertlichkeiten vor-
„kommt, alberne abgeschmackte Klatschereien sind,
„und fodern das Morgenblatt auf, den Verläum-
„der, den sie brandmarken, an die öffentliche Ver-
„achtung auszuliefern, wobei sie jedoch erklären,
„daß sie sich weder jetzt noch je auf weitere Er-
„läuterungen darüber einlassen werden. Unter die-
„sen Männern, welche dies furchtbare Anathema

*) Eigentlich ein gewiß nicht ohne Absicht entstellter Titel, statt: Bruchstücke einer Reise durch Deutschland, die nächstens im Drucke erscheinen wird.

„aussprechen, trägt die Mehrheit der Achtung bis
„jetzt werth gehaltene Namen. — Ich bin der
„Verfasser dieser Briefe, bin nie gesonnen gewesen,
„meinen Namen zu verheimlichen, sondern habe
„ihn dem letzten Briefe der Sammlung, welche
„sich in den Händen der geehrten Redaktion des
„Morgenblatts befindet, und nächstens erscheinen
„wird, beigefügt. — Ich also sehe mich jetzt ge-
„drungen (nicht ohne Schamröthe für meine Geg-
„ner) hiermit zu erklären, daß ich jene Ankläger
„der unverschämtesten Verleumdung bezüchtige, und
„sie auffodere, in diesen Briefen, welche ich hiermit
„ihrem ganzen Inhalte nach bestätige, irgend eine
„feindselige, hämische Insinuation, irgend ein bos-
„haftes oder sinnloses Wort, irgend eine alberne,
„abgeschmackte Klatscherei oder bedeutende Unrich-
„tigkeit — ich stelle es ihnen frei, ob vor dem Pu-
„blikum oder vor welchem Richterstuhle sie wollen —

„nachzuweisen. Ehe sie dies nicht thun, übergebe „ich sie als falsche boshafte Ankläger der gerechten „öffentlichen Verachtung. Die Akten liegen übri- „gens vor den Augen des Publikums, das die tiefste „Indignation über ein so unerhörtes Verfahren „rechtlich seyn wollender Männer, welche ohne „Gründe, blos durch ihre Autorität einen ihrer „Meinung nach vielleicht Wehrlosen moralisch mor- „den wollen, gewiß mit mir theilt. — Was die „geehrte Redaktion des Morgenblattes betrift, so „darf ich ihre Vertheidigung ihr kühn überlassen. — „Den Namen, welchen ich zu führen die Ehre habe, „nannte vor nicht langer Zeit noch ganz Deutschland „mit Ehrfurcht; noch wurde er von Keinem ent- „ehrt, der ihn trug, und auch ich habe mich be- „strebt, und werde mich stets bestreben, ihn in Achtung „zu erhalten. Mannheim, den 16 December 1807.

G. Reinbeck.

Erklärung und Gegenerklärung sandte ich zugleich an die Redaktion des Mgbl. und überließ ihre Rechtfertigung ihr selbst, wobei ich bestimmte, daß mein Name dem nächstfolgenden Briefe und allen übrigen, zu denen das Manuscript bereits vor diesem Vorfalle abgesandt war, vorgedruckt werden sollte. Wie unangenehm war es mir nun, als ich bei dem fünften Briefe den Beschluß der Bruchstücke angezeigt fand, ein Irrthum, welcher daher entstanden war, daß das Mscpt. zu der Fortsetzung erst nach dem Abdrucke dieses Briefes anlangte. Doch wurden wenige Blätter darauf der achte Brief eingerückt und die übrigen folgten.

Mehre der Männer, deren Achtung mir werth war, bezeigten mir ihr Misfallen über die Erklärung und erklärten sich laut dagegen. Ein Blick darauf hatte genügt ihren ganzen Unwillen zu reizen, und sie hatten, selbst mit manchen derben Aeußerungen gegen die dabei geschäftigen Herren, ihre Unterschrift verweigert; die Juristen hatten aber einmüthig erklärt, dies ganze Verfahren sey so widerrechtlich, daß sie nur Unannehmlichkeiten

davon prophezeien könnten: und sollten diese erfolgen, so würden sie sich's zur Pflicht machen, es anzuzeigen, daß sie davor gewarnt hätten.

In Heidelberg wie in Mannheim war nur eine Stimme darüber und diese erklärte sich laut für mich und gegen die Erklärer. Ja, ich darf mit Zuversicht sagen, in ganz Deutschland war dies der Fall; dies bezeugen die Zuschriften welche ich sowohl als mehre meiner Freunde erhielten. Den letztern schrieben ihre gelehrten Freunde: sie hätten mit Zittern die Unterschriften der Erklärung durchgesehn und sich herzlich gefreut, als sie Ihre Namen nicht darunter gefunden hätten. ... Nur jene, welche die Leidenschaft taub machte — denn Leidenschaft, Bosheit, Neid und Unverstand, nicht Liebe zur Wahrheit, nicht Achtung für ihre, wie sie behaupteten, beleidigten Mitbürger, nicht Widerwillen gegen die Misbräuche der Publicität, waren die Triebfedern ihres Verfahrens — wollten diese Stimme nicht verstehen; sie trotzten ihr. — Statt jetzt, da sich der Verfasser öffentlich

genannt hatte, ihre lächerliche Erklärung zurückzunehmen, die nun, wie Don Quixotte gegen Windmühlen focht, oder sie wenigstens zu ändern und ihre Luftstreiche auf den wahren Gegenstand zu richten, liessen sie nicht ab, sie so weit als möglich zu verbreiten. Sie wußten, daß der Verfasser der Briefe in Mannheim wohnte und sandten sie in die hiesige Zeitung; dann erschien sie in dem Hamburger Correspondenten; keine Zeitung des südlichen und fast keine des nördlichen Deutschlandes blieb damit verschont und zuletzt erschien sie sogar in Berlin, dem Geburtsorte des Verfassers, in — der Teutonia!!!

Das Morgenblatt, dessen Redaction und Verleger angegriffen waren, gab in Nro. 306 folgende Antwort, welche auch in alle die Zeitungen, an welche sich die Heidelberger gewandt hatten, eingerückt wurde:

„Im Rheinischen Bundesblatte Nro. 98 „steht folgende — Erklärung. Der Leser verzeihe

„den Wiederabdruck! aber die Gegen-Erklä-
„rungen machen ihn nothwendig.

— Die Unterzeichneten, ergriffen u. s. w. (S. 138.) —

„Gälten achtzehen Namens-Unterschriften rechtlich für achtzehen Beweise, und wäre man, nach gehäuften Beleidigungen, durch den Beisatz „man werde sich weder jetzt noch irgend je auf weitere öffentliche Erörterungen einlassen“ der Pflicht entledigt, dem Beleidigten Rede zu stehen, so hätten die vorgenannten Herrn leichtes Spiel; allein der Vorwurf der Verläumdung erfordert strenge Beweise. Die Redaction des Morgenblatts gab nur Bruchstücke aus einer Reise, die nächstens im Drucke erscheint, von Hrn. G. Reinbeck, mithin nicht ihre, sondern des

„Verfassers Ansichten über Gegenstände, die zur
„öffentlichen Sprache kommen können und sollen.
„Sie ist schon darum, und noch mehr wegen der
„nachstehenden belehrenden Antworten jeder Ver-
„theidigung überhoben. Ohnehin

»A l'injure il est beau d'opposer le mépris.«

Stuttgart, den 21. Dezember 1807.

Die Redaktoren des Morgenblattes.

Gegenerklärung.

„Achtzehn Professoren und angesehene
„Einwohner u. s. w. (S. 144.)"

„Wer die obige Erklärung der ehrenvollen acht-
„zehn Männer unpartheyisch lies't, und jene Briefe
„im Morgenblatte damit vergleicht, wird finden,
„daß sie, der finstersten Zeiten würdig, eigentlich
„nur mit einem verachtenden Stillschweigen hätte

„beantwortet werden sollen, und daß ich als Verleger „des Morgenblattes mich mit der Gegenerklärung des „Hrn. G. Reinbecks begnügen könnte. Allein „wenn man bedenkt, daß Männer von sonst acht„baren Namen sich nicht scheuen, auf solche Art „aufzutreten, und sich gegen die öffentliche Prü„fung öffentlicher, dem Publikum angehörender, „Anstalten zu erheben: so wird man erkennen, daß „ein solches Benehmen gegen das Heiligste der „Menschheit nicht ungeahndet gelassen werden kann.“

„Hat — um nur Ein Beispiel der neuen Zeit „anzuführen — hat Pestalozzi sich je gegen die „öffentliche Prüfung seines Instituts gesträubt? hat „er nicht vielmehr, als Freund der Wahrheit, „diese gesucht? Warum fürchten denn diese Herrn „in Heidelberg die Prüfung so sehr?

„Was die in den Briefen angeführten Thatsa-

„chen selbst betrift: so hat Hr. G. Reinbeck die „Wahrheit derselben schon bei der Einsendung und „nun in seiner Gegenerklärung auf eine solche Art „verbürgt, die jene Bannherrn doch veranlassen „sollte, von ihrem so ehrenvollen Vorsatze, jemand „öffentlich einen Lügner zu nennen, in keinem „Fall aber eine öffentliche Gegenerklärung auf „eine solche Beschuldigung geben zu wollen, abzu„gehen. Freilich stehen nur 5 Theologen, 3 Phi„losophen, 4 Mediziner, 2 Philologen, und von „der Geschichte, der Chemie und Aesthetik je Ein „Mann in jenem Bunde; Eine Falkultät wird „aber darunter vermißt, gerade diejenige, welche „diese ächt christlichgesinnten Theologen u. s. w. „belehrt haben würde, daß es Wege gebe, die „einen nöthigen können, eine öffentliche Beschul„digung auch öffentlich zurücknehmen zu müssen, „wenn man auch nicht dazu Lust hat.“

„Stünde nur diese einzige Stelle in jener Er„klärung, die achtbaren Herrn hätten für ihre „übrigen Lebenstage genug zu erröthen.“

„Das Vorzüglichste aber, was mich als Verle„leger des Morgenblattes betrifft, ist der Schluß; „ich muß ihn hier wörtlich wiederholen:

— Sie (die Unterzeichneten) haben übrigens zu allen Ehrenmännern unter den deutschen Schriftstellern das Vertrauen, daß sie nicht länger durch ihre Theilnahme Institute unterstützen werden, die, allein berechnet auf den schlechtesten Grundzug im Charakter der Nation, jeglicher Gemeinheit fröhnend, auch allein die Herbergen des literarischen Pöbels seyn und bleiben sollten. —

„Ich gestehe gern, daß keine der vielen Erfah„rungen meines Lebens mich so tief schmerzte, wie „diese. Nicht als fürchtete ich irgend eine Folge „von dieser Aufforderung an die Ehrenmänner un„ter den deutschen Schriftstellern .... mögen „diejenigen, die sich ihr schmiegen, mir

„immer ferne bleiben! .... sondern weil ich
„bey dem Bewußtseyn, in allen meinen Unternehmun-
„gen auf etwas Schönes und Edles hinzustreben, mit
„Freude und frohem Muth einem jeden wahrhaften
„Ehrenmanne, der mich und meine Handlungsweise
„kennt, ein Zeugniß meines Bemühens in meinem
„Wirkungskreis abfordern, und erwarten darf, daß
„jene Erklärung in einem empörenden Contrast
„mit diesem Zeugnisse stehen werde;

— „weil unter den Unterschriebenen sich Personen
„befinden, denen ich persönlich bekannt bin, und
„die schlechterdings von mir anders denken müssen,
„als jener Schluß ausdrückt;

— „weil einer der Unterschriebenen aus Erfahrung
„weiß, daß bei Beurtheilung literarischer Werke
„jede persönliche Kränkung als dem Zwecke des
„Instituts ganz entgegenlaufend erklärt wurde;

— „weil seit der Erscheinung des Morgenblatts
„nur zwey Fälle von Reklamationen statt fanden,
„die mit der größten Bereitwilligkeit aufgenommen
„wurden, während ich bei dem einen das Akten-
„mäßige vom Gegentheil des Widerrufenen unter-
„drückte, nur um einem achtungswürdigen Manne
„nicht wehe zu thun;

— „weil in jedem Fall alle Unterschriebene Ge-
„lehrte sind, denen die Literatur nicht fremd seyn
„kann, und die wenigstens wissen müssen, daß ich
„eine andere Behandlung verdiente. —

„Mögen Neider und Gegner jeder Art, denen
„der thätige, in vielen Berührungen stehende Mann
„nie entgehen kann, meine Unternehmungen in
„Instituten, wie die Schützische Literaturzeitung ꝛc.,
„aufs ungerechteste tadeln, das liegt in der Natur
„solcher Menschen; ich werde dessen ungeachtet mei-
„nen Weg, nach wie vor, gehen. Die Beruhi-

„gung liessen sie mir wenigstens, daß sie noch
„so viel Achtung für die Wahrheit hatten, mir nie
„Beweggründe unterzuschieben, deren nur die ge-
„meinste Natur fähig seyn kann. Die meinigen
„sind von der Art, daß ich ruhig auf sie zurückse-
„hen, und mich damit trösten darf, daß es edle
„Männer (auch in Heidelberg) gibt, welche die-
„selben nach der Wahrheit zu würdigen wissen.
„Mögen andere anders davon denken; das Gute
„behält ewig seine Rechte."

Cotta.

Der ruhige Ton, in dem sie verfaßt ist, die Würde der hämisch angegrifnen Unschuld, die sich so unverkennbar darin ausspricht, mußten die öffentliche Meinung ganz gewinnen. — Zwar habe ich wohl die Einwendung gehört: Die Redaction allein und nicht der Verleger hätte auftreten sollen, denn was geht der Inhalt eines Blattes den Letztern an. — Allein, hat man denn übersehen, daß aus-

drücklich des Verlegers in der Heidelberger Erklärung erwähnt wird? und lassen sich die Gründe verkennen, welche dabei leiteten? — Aus dem Verfolge werden sie nur zu deutlich hervorgehen und dann wird hoffentlich ein Jeder eingestehen müssen, daß hier Herr Cotta allerdings befugt, ja selbst gedrungen war, aufzutreten.

Sobald ich hörte, daß die Heidelberger Erklärung der Mannheimer Zeitung eingesandt sey, gab ich auch meine Gegenerklärung hin mit dem Verlangen, daß sie zu gleicher Zeit mit jener abgedruckt werde. Ich erhielt sie zurück mit dem Bedeuten, man würde keine von beiden aufnehmen. — Und wirklich wurde die Erklärung dreimal zurück gesendet mit der Weisung: „Zufolge des Censur-Edicts, könne ein solcher Angrif auf einen Mann, der sich bereits genannt habe und selbst ein Einwohner Mannheims sey, nicht aufgenommen werden.“ — Dreimal erfolgte sie wieder von Heidelberg her und zuletzt begleitet von dem Patente des Hrn. Hofrath Creuzer, wodurch dieser bewies, daß den Professoren Censur-Freiheit bewilligt

wäre und er also auf der Aufnahme bestünde. — Als diese nun nicht länger verweigert werden konnte, ließ man meine Gegenerklärung gleichfalls fodern: die Erklärung erschien und — meine Antwort blieb aus. — Ich hofte, das nächste Blatt würde sie mitbringen, aber vergebens. — Auf mein Befragen erhielt ich zur Antwort: Die Aufnahme könnte zwar keine Schwierigkeiten finden, man wünsche aber, obgleich meine Gegenerklärung nur die Worte des Angrifs wiederholte, doch diese vermieden, weil bereits höhern Ortes eine Beschwerde darüber eingereicht sei, daß eine Freiheit, welche in dem Zutrauen ertheilt worden, daß Professoren der Landes-Universität keiner Aufsicht bedürfen würden, auf diese Art gemißbraucht werde. — Ich setzte also folgende Erklärung auf und sie wurde unverändert abgedruckt:

„Meine Gegenerklärung auf die liberale „Erklärung der Achtzehn aus Heidelberg, wel„che jetzt gegen den Verfasser der Bruchstücke einer „Reise durch Deutschland, die ins Morgenblatt

„eingerückt sind, in vielen öffentlichen Blättern als
„ein merkwürdiges Denkmal des philosophisch-
„ästhetisch-medizinisch-theologischen Geistes prangt,
„ist in dem zu Heidelberg erscheinenden Rheini-
„schen Bundes-Blatte Nro. 99, und in dem Mor-
„gen-Blatte Nro. 306 zu lesen. Ich kann den
„Herren wohl die Freude gönnen, sich überall
„auszusprechen: aber ich würde doch wirklich zu
„hart gestraft seyn, wenn ich so viel unnöthige
„Insertionsgebühren, Einer gegen Achtzehn, tragen
„sollte; es sey mir also vergönnt, auf jene Blätter
„zu verweisen. Uebrigens schäme ich mich beinahe
„selbst jetzt der mancherlei Mißgriffe, welche ich,
„der Verfasser, in jenen Bruchstücken mir muß
„haben zu Schulden kommen lassen. Die Erklä-
„rer erklären ausdrücklich Alles, was darin von
„Oertlichkeiten und Persönlichkeiten vorkommt, für
„abgeschmackte Klatschereien, sinnlose Verleumdun-

„gen u. s. w. Nun ist darin wirklich von einigen „dieser Herren ehrenvolle Erwähnung gesche„hen.... Verdiente denn dies aber eine so harte „Rüge? Ich konnte damals ja nur meine dama„lige Ansichten mittheilen."

Mannheim den 3. Januar 1808.

G. Reinbeck.

Ob es gleich unter den Heidelberger Erklärern wenigstens Einen gab, der gutmüthig genug war, in diesen Zeilen eine Art Widerruf von meiner Seite zu erblicken und daher aus versöhnlichem Herzen zu äußern: Da ich den ersten Schritt gethan hätte, so müßte man mir nun auch die Hand bieten — eine Aeußerung, die seinem Herzen wenigstens keine Schande macht —; so mochte es doch Andern anders dünken. — Die Achtzehner, wie sie nun allgemein genannt wurden, sahen sich dem öffentlichen Gelächter Preis gegeben. — Diejenigen unter ihnen, welche sich bewußt waren, mit reinem Herzen gehandelt zu haben — und es gab deren und zwar, zur Ehre der Menschheit, nicht wenige —

machten denen, von welchen sie waren verleitet und getäuscht worden, bittre Vorwürfe und berathschlagten, ob sich denn gar nichts für sie antworten ließe; allein sie wurden bald überzeugt, das rathsamste sey: zu schweigen, wodurch sie wenigstens consequent erschienen, da sie sich selbst in ihrer Erklärung zum Schweigen verdammt hätten. — Doch kam es in Antrag, daß der akademische Senat bei der großherzoglichen Regierung darauf ansuchen möchte, daß mir untersagt würde, in dieser Angelegenheit oder über Heidelberg überhaupt ferner etwas drucken zu lassen, was nicht vorher die großherzogliche Censur passirt sey und — incredibile dictu! — der erleuchtete Senat soll sich wirklich, jedoch nicht ohne kräftige Protestationen mehrer der angesehensten Glieder — zu einem solchen Ansuchen haben verleiten lassen. — Daß dies Gesuch von einer aufgeklärten großherzoglichen Regierung als eben so unpassend denn ungeziemend zurückgewiesen sey, läßt sich leicht denken und sie erklärte bei mehren Gelegenheiten in ihren Rescripten den Streit einiger Heidelberger Professoren gegen mich für ganz

unverständig; wahrlich der gelindeste Ausdruck für die Sache. — Heil dem Staate, an dessen Spitze Männer von unbefangenem Blicke stehen! — Was vermogte denn aber den Senat zu diesem auffallenden Schritte? — Der leidige mißverstandene esprit de corps!

Aber ist der Inhalt der Briefe nicht wirklich vielleicht der Art, daß er eine öffentliche Rüge verdient? und haben sich die Herren in Heidelberg nicht vielleicht nur durch ihren Eifer zu weit führen lassen und sich in den Mitteln vergriffen? Hätten sie vielleicht nur in der Form gefehlt? Wäre es vielleicht gegründet, was einer der Correspondenten der Zeitung für die elegante Welt sagt: Die Sache an sich verdiene den Dank jedes Biedermannes? — (Den sonderbaren Zusatz, welcher diesen Dank und das Urtheil des Correspondenten sehr verdächtig macht, nämlich, daß er die Briefe, worüber die Erklärung der Heidelberger erschienen sey, gar nicht kenne, übergehe ich). — Diese Fragen sind für meine Ehre von der größten

Wichtigkeit; es sey mir also vergönnt, mich in eine tiefere Erläuterung darüber einzulassen.

Die Erklärung bezeichnet die Nrn. 277, 279, 293 und 296 des Morgenblattes. Diese enthalten den 1. 3. 4. und die letzte Hälfte des 5. Briefes. Alle diese Briefe liegen hier, mit diplomatischer Treue abgedruckt, vor den Augen des Lesers.

Der 1. Brief enthält nichts, als eine Schilderung des Eindrucks, den Heidelbergs erster Anblick auf mich machte, nebst einer gedrängten topographischen Uebersicht, wie mein Zweck sie erheischte. Auf diesen Brief kann also nur die Beschuldigung passen, welche in den Worten liegt: Was über Oertlichkeiten vorkommt, sind alberne abgeschmackte Klatschereien. — Wirklich? — Ein witziger Aufsatz eines meiner Freunde läßt einen Fremden nach Heidelberg kommen. Er fragt den Postillion, was das für ein Fluß sey. — Der Neckar, antwortete dieser. — „Das ist nicht wahr, erwiedert der Fremde, es gibt keinen Neckar bei Heidelberg, das ist eine alberne abgeschmackte Klatscherei . . . Aber wie werden wir über das Wasser

kommen?“ — Nun, über die Brücke da. — „Ueber die Brücke? Kerl, bist Du toll? Bei Heidelberg gibt's gar keine Brücke.“ — Sie steht Ihnen ja aber vor der Nase! — Und der Schwager weis't darauf hin. — „So sind wir nicht in Heidelberg, versetzt der Fremde; denn ich sehe ja dort auch Schloßtrümmer . . . Wo hast Du mich hingebracht?“ — Er geräth mit dem Schwager in einen heftigen Wortwechsel, dieser hält zuletzt mitten auf der Brücke an, legt die Pferde ab und reitet davon, indem er ihn für wahnsinnig hält. — Und so geräth unser Reisender im Vertrauen auf die Erklärung mit Jedermann in Streit. — Was kann ich Treffenders antworten?

Der 3. Brief erwähnt des Fleißes der Professoren, der Anstalten, welche mit der Universität verbunden sind, und spricht von unserm Voß. — Hier ist von Personen und Instituten die Rede, hierauf also gehen die Worte: Feindselige hämische Insinuationen, boshafte oder sinnlose, auf jeden Fall völlig grundlose Verläumdungen. — Nennen die Erklärer

meine Behauptung, daß die Professoren ihre Pflicht erfüllen und Werth haben, so? oder jene, daß die Anstalten in einem guten Zustande sind? — Da sie selbst Glieder der Universität und größtentheils selbst Professoren sind, so müssen sie freilich dies am besten beurtheilen können. — Oder ist das etwa damit gemeint, was ich über unsern Voß mir zu sagen erlaubt habe? — Hinc illae lacrimae! — Die Herren mögen sich darüber erklären. — Was ich gesagt habe, floß aus meiner innigsten Ueberzeugung und aus meinem Herzen. — Uebrigens bedarf ein Voß meines Lobes nicht! —

Der 4. Brief spricht von der weiblichen Erziehungsanstalt der verdienstvollen Demoiselle Rudolphi, erwähnt flüchtig der männlichen Erziehungsanstalt des Hrn. Kirchenrath Schwarz und einiger der noch lebenden oder ausgestorbenen Namen, welche Heidelberg zur Zierde gereichen. — Muß sich hier der Briefsteller für schuldig erkennen? — Eine nähere Prüfung wird dies leicht ausweisen.

Ich habe während meines Aufenthaltes in Heidelberg Dem. R. nur selten gesehn, bin nur weni-

gemal mit ihr in Gesellschaften zusammen getroffen, und habe ihr blos und zwar bald nach meiner Ankunft, auf Veranlassung, einen kurzen Besuch in ihrem Hause abgestattet. Das Innere ihres Instituts und ihres Hauswesens ist mir durchaus unbekannt. — Meine Aeußerungen über sie und ihr Institut gründen sich also fast ausschließlich darauf, wie sich mir die Sache in der äußern Erscheinung und der Idee nach darstellen mußte. — Ich bin aus Ueberzeugung ein erklärter Widersacher aller weiblichen Erziehungsanstalten, ob ich gleich willig zugebe, daß sie nach unsern gegenwärtigen Verhältnissen mit zu den unentbehrlichen Uebeln gehören mögen, welche den denkenden Naturforscher Pallas einst zu der Behauptung gegen einen Reisenden verleiteten: Vollkommenheit des Geistes, allgemeine Aufklärung und Herrschaft der Tugend, sind auf dieser Erde unmöglich, und wenn sie möglich wären, so könnten sie nicht mit den Banden (und Verhältnissen) der Gesellschaft bestehen, die durchaus nicht allein auf den Stützen

der reinen Vernunft ruhen können. — Konnte dieser Widerwille gemildert werden, da ich hier in einer Universitäts-Stadt eine solche Anstalt antraf und zwar unter der Aufsicht einer Erzieherin, deren Namen in der Erziehungswelt längst vortheilhaft bekannt ist, wodurch ein so offenbarer Misgrif in der bedenklichen Wahl des Ortes zu einer solchen Anstalt gleichsam den Stempel der Rechtmäßigkeit zu erhalten scheinen könnte? — Der Satz steht doch wohl unerschütterlich fest: Eine Universitäts-Stadt ist nicht der passendste Ort für eine weibliche Erziehungs-Anstalt? — Das kann man aber von jeder andern Stadt, in welcher z. B. Militair liegt, auch behaupten! — Allerdings, wenn das Militair der überwiegende Stand darin ist, wie in Heidelberg und an ähnlichen Oertern der Student. — Und welchen Ort sollte man denn dazu wählen? — Entweder ein artiges Landstädtchen ohne Militair oder eine Mittelstadt, in welcher es mehre Kreise gibt, die sich gegenseitig beschränken oder wo auch jeder Berührungspunkt vermieden werden kann; eine

Stadt wie Mannheim zum Beispiel. — „Aber an einem Orte, wo sich eine Akademie befindet, ist es leichter, vorzügliche Lehrer zu erhalten.“ --- Leichter? --- Ich zweifle, denn die akademischen Professoren möchten wohl eben so wenig Neigung als Geschick zum Unterrichte des schönen Geschlechts haben und — Studenten wird man doch schwerlich dazu nehmen. --- Demoiſ. Rudolphi vermeidet mit der ängstlichsten Sorgfalt jeden Berührungspunkt mit der Universität, nie betritt ein Student ihr Haus, nie besucht sie mit ihrem Institute die öffentlichen Bälle, und wenn sie in den Konzerten oder an andern Vergnügungsörtern erscheint, sorgt sie stets für einen männlichen Begleiter, der die Rohheit durch sein Ansehn in Schranken hält. --- Habe ich denn gestritten, daß Dem. R. eine durchaus rechtschafne Person sey? oder behauptet, daß sie die geringste Veranlassung gäbe, zweideutig von ihr und ihrem Institute zu denken? . . . Oder will man etwa in die Worte „Jetzt --- werden 15 bis 16 jährige Mädchen unter dem Getümmel von Jünglingen von einigen

(12)

zwanzig Jahren --- gebildet", den Sinn tragen, daß die Zöglinge der Dem. N. unmittelbar an diesem Getümmel Theil nehmen? --- Dem widerspricht, was darauf folgt, da ich von dem Kampfe gegen die Gefühle im Weibe spreche und es geht deutlich daraus hervor, daß nur von der unnatürlichen Lage die Rede ist, in welcher sich diese Erziehungs-Anstalt, auch bei dem besten Willen der Vorsteherin, befindet. Auch drücken meine Worte größtentheils allgemeine Bemerkungen aus, ohne besondere Hindeutung auf Dem. N., auf die sie nur in dem Zusammenhange können bezogen werden. Mir dünkt nun selbst diese ängstliche Sorgfalt, mit welcher Dem. N. redlich bemüht ist, den Andrang ihrer Umgebungen von sich und ihrem Institute abzuhalten, meine Behauptung, daß sie sich in einer unnatürlichen Lage befinde, sehr zu bestätigen. Was kann, was muß die Folge seyn? — Eine Klostererziehung und zwar durch keine Mauern von dem frivolen Treiben der Welt geschieden und bei Mädchen, welche nach der so genannten liberalen Erziehung unsers Zeitalters in frühern Jah-

ren bereits an der Welt und ihren Freuden Theil genommen und ihre Verhältnisse kennen gelernt haben? — Wird es nicht innern Kampf kosten, ihrer jetzt entbehren zu müssen und wird das natürliche Forschen nach der Ursache dieses Zwanges und der unvermeidliche Blick auf den verbotenen Baum nicht wenigstens die Phantasie, dies Heiligthum des Weibes, dem nichts zweideutiges sich nahen sollte, in Anspruch nehmen? — Dies ist der Kampf, der innere Widerspruch, von dem ich sprach, und der meines Erachtens nicht vortheilhaft wirken kann. — Möchte ich mich irren und möchte es dem redlichen Streben der Dem. N. und dem innigsten Wunsche ihres mütterlichen Herzens gelingen, mich und die Welt von meinem Irrthum durch den Beweis selbst zu überführen, daß sie wirklich allen Kollisionen zuvorzukommen vermag und daß sie nicht blos gutgesinnte, sondern auch glückliche und beglückende Frauen bildet! — Aber einen Irrthum, zu welchem ich Veranlassung könnte gegeben haben, muß ich rügen. Es könnte nämlich der Wahn

entstehen, als hätte Dem. N. nach der Wiederherstellung der Universität ihre Anstalt hierher verlegt. Das ist nicht der Fall. Als sie Heidelberg zum Sitze ihres Instituts erwählte, befand sich die Universität in der Unbedeutenheit, in welcher sie eine lange Reihe von Jahren hindurch geschmachtet hatte, und man bemerkte sie kaum; Dem. N. kaufte sich hier ein artiges Haus mit einem Gärtchen an und ahnete nicht die Veränderung, die bald darauf mit der Universität vorging. Daß es ihr nun schwer werden mußte, ihr Etablissement zu verlegen, ja daß es ihr in ökonomischer Hinsicht vielleicht selbst unmöglich seyn mochte, läßt sich allenfalls denken. — In der Hauptsache wird freilich an meiner Ansicht dadurch nichts geändert, allein als Entschuldigung, wenn Dem. N. deren in dieser Hinsicht wirklich bedürfen sollte, wird ein Jeder diesen Umstand gewiß gelten lassen. — Meine übrigen Aeußerungen über Dem. N. betreffen die öffentliche Erzieherin und Schriftstellerin. Man findet sie vielleicht nicht galant? . . . Ich gestehe aber auch, daß mir Ga-

lanterie gegen unsre Damen, die zu denen gehören welche der Engländer so treffend publick characters nennt, sehr am unrechten Orte scheint. Hier verschwindet das Geschlecht. — Ich habe meine Ueberzeugung ausgesprochen; man widerlege mich und ich will mich gern eines bessern belehren.

Und was ich von der Erziehungs-Anstalt des Hrn. Kirchenrath Schwarz gesagt habe, verdient das vielleicht das Anathema? — Ich habe behauptet, daß man in seinem Garten Balancierstangen, Voltigirgerüste, hohe Masten zum Klettern erblicke, und — davon kann ich auch keinen Buchstaben zurücknehmen, denn — sie selbst sind noch nicht weggenommen und fallen Jedem ins Auge, der in den Garten tritt oder von den gegenüberliegenden Bergen hineinblickt. — Und was habe ich nun damit gesagt? — Etwa, daß sich die ganze Anstalt darin ausspreche? — Man lese den Abschnitt in dem Briefe mit Unbefangenheit selbst nach. — Warum ich aber jener Gerüste vorzüglich erwähnte? — Weil sie mir vorzüglich aufgefallen sind, weil ich sie in den meisten berühmten Deutschen Erziehungs-An-

stalten angetroffen und durch Erfahrung mich überzeugt habe, daß auf die physische Entwickelung ein zu hoher, dem Zweck der Erziehung, für künftige Gelehrte und sitzende Geschäftsmänner besonders, unangemeßner Werth, nach zurückgelegtem siebenten Lebensjahre, gesetzt werde. Möglich, daß ich wieder irre; allein ich glaube nicht, daß die Körperkraft und überhaupt der physische Mensch in unsern gegenwärtigen Verhältnissen zur völligen Entwickelung kommen müsse. Die Gründe für meine Meinung würden hier zu weit führen. — Daß Bewegung und Leibesübung der Gesundheit zuträglich und diese dem Gelehrten und Geschäftsmanne vorzüglich nothwendig ist — und daß es höchst schädlich sey, die Jugend im engen Zimmer einzuschließen, und beständig an die Arbeit zu fesseln, damit bin ich völlig einverstanden; allein ich behaupte, man gehe auf der andern Seite viel zu weit, wenn man jetzt die Jugend im Knabenalter nicht an ernsthaftes mehre Stunden anhaltendes Studiren gewöhnt; körperliche Thätigkeit und freie Luft ihnen zum täglichen Bedürfnisse macht; wähnt, den

physischen Menschen zur höchsten Entwickelung bringen zu müssen und das Sitzen und die Stubenluft der Gesundheit für so nachtheilig hält, als sey nichts so sehr zu scheuen und zu vermeiden. Die goldene Mittelstraße führt hier am sichersten. — Ob Hr. Schwarz sich von dieser entferne, das habe ich mit keiner Silbe behauptet und kann es weder bejahen noch verneinen, denn ich wiederhole es: Ich kenne seine Anstalt nicht genau und enthalte mich also billig alles Urtheils.

Was die Frau Professorin Wilken betrift, deren dieser Brief erwähnt, und deren Herr Gemahl für gut gefunden hat, sich mit unter der Erklärung zu unterzeichnen, so hat es mich sehr überrascht zu hören, daß man meine Worte für — Persiflage gehalten hat. — Wie man darauf gekommen seyn mag, möchte ich wohl wissen. Ich versichere wenigstens, daß es dies keinesweges seyn sollte, denn was ich gesagt habe, stützt sich auf Wahrheit. Der Brief eines meiner ehrwürdigsten Freunde in Leipzig liegt vor mir, worin dieser mir schreibt: „Wenn Sie „etwa den Hrn. Prof. Wilken, der die De-

„moiſ. Tiſchbein geheirathet hat, kennen lernen, oder bei Gelegenheit ſehen, ſo grüßen Sie „beide, beſonders Letztere von mir. Leipzig verliert „an ihr eine Zierde: eine vortrefliche Sängerin und „Zeichnerin.“ — Dies Urtheil ward mir in Heidelberg von denen, welche das Glück haben die Frau Profeſſorin näher zu kennen, beſtätigt. — Sie mag mir verzeihen, wenn ich ihrer Beſcheidenheit wehe thue, allein — die ſo auffallende Unterſchrift ihres Herrn Gemahls zwingt mich zur Rechtfertigung.

Den innern Zuſammenhang der traurigen Todesgeſchichte der Dichterin Tian kannte ich nicht, als ich die wenigen Zeilen, die ſie betreffen, hinſchrieb. — Jetzt, da ich ſie kenne — ſchweige ich; kann es mir aber nun wohl erklären, warum Dieſer und Jener mir eine Abſicht bei ihrer Erwähnung zutrauen mochte.

Sophie Mereau... Sanft ruhe ihre Aſche!...

Sie war gewiß ein ausgezeichnetes Weib! — Die kleinen Bemerkungen, zu welchen mich ihr Bild

veranlaßt hat --- o! möchten es doch alberne abgeschmackte Klatschereien seyn! .....

Der Beschluß des 5. Briefes erwähnt einiger Uebersetzer-Genies, die mir gar nicht interessant vorgekommen sind. --- Das thut mir nun freilich leid, aber... wer kann für seine Gefühle?! --- Uebrigens nenne ich Niemand und es steht also einem jeden frei sich zu überreden, daß er mir sehr interessant sey. Ich würde hier erklären, wen ich nicht gemeint habe, wenn — es dessen bedürfte. Sind diese Herren mir nicht interessant vorgekommen, so habe ich alle Ursache zu glauben, daß es Ihnen mit mir eben so gieng ..... Ich habe mich getröstet!

Für alle die Namen, deren noch in meinen Briefen erwähnt wird, hege ich die ungeheucheltste Achtung, auch — wenn einige diese Achtung durch ihre Unterschrift für alberne abgeschmackte Klatscherei erklärt haben.

Allein — das haben sie auch nicht ---: wenigstens fühle ich mich berechtigt, einen Namen unter den Unterschriften auszustreichen; er gehört

nicht darunter, denn — er ist erschlichen. . .
und das ist der Name meines würdigen Freundes,
des Herrn Hofrath Arndt. — Und dies bahnt
mir den Weg zur Aufhellung der innern Geschichte
jener famösen Erklärung. Die Zahl der Achtzehner
wird dadurch nicht vermindert, denn an
seine Stelle setze man den Namen des Buchhändlers
Zimmer, der diese Auszeichnung wohl verdient,
da er sich diese Angelegenheit so sehr zu Herzen
genommen hat. — Aber auch unter denen, welche
ich nicht auszustreichen berechtigt bin, gibt es
mehre, deren Herz keinen Antheil daran hat,
die durch falsche Vorspiegelungen, durch scheinbare
Verhältnisse und durch Gutmüthigkeit zur
Unterschrift sind verleitet worden, selbst ohne
die Briefe im Mgbl. gelesen zu haben und im
Glauben auf die Reinheit der Absicht bei dieser
Erklärung. Eigentlich Thätige und mit Absicht
Handelnde waren:

Hr. Hofrath Creuzer, Hr. Prof. Marheinecke,
Hr. Görres und . . . . . besagter
Hr. Zimmer.

Wenn bei dieser Gelegenheit Ehre abfallen sollte, so haben diese Herren allein Ansprüche darauf. Ehre dem Ehre gebürt! — Sollte aber Dieser und Jener unter den Achtzehnern noch etwa seinen Antheil daran vindiciren wollen, so sey es ihm unverwehrt.

Diesen vier Verbündeten lag es gar nicht daran, Unrecht zu rügen, oder die Unschuld gegen Verleumdung zu vertheidigen, auch kam nicht etwa das Interesse der Universität selbst bei ihnen in Betracht, welches allenfalls noch zu einiger Entschuldigung dienen könnte; dagegen ich ihnen auch nicht die Absicht beimessen will, Preßfreiheit zu unterdrücken und das Recht des öffentlichen Urtheils zu beeinträchtigen. Was sie thaten, geschah um kleinliche Leidenschaften zu befriedigen, geschah aus Neid und Rachsucht.

Damit hängt es nun folgender Gestalt zusammen: — Im Morgenblatte waren zwei Epigramme erschienen, welche so lauteten:

An * * *

Was mir vor Allem verhaßt, und ein Gräuel mir ist, wie
die Sünde?
Ein unkindlicher Mann, der sich geberdet als Kind.
Selbst die Kinder verhaßt macht solch ein Gaukler zuletzt
noch,
Welcher die lieblichen äfft, ohne Geschmack und Natur.

Die Satyre.

A. „Jegliches Spott-Epigramm muß Fehler nur strafen,
nicht Menschen;
Denn ein persönlicher Hieb zeiget ein tückisches Herz.“
B. Nicht auch rügt man an Dir, der Person zum
Aerger, den Fehler;
Wegen des Fehlers vielmehr nennt man Deine
Person.

M.

Das Erstere — oder auch beide — bezog Herr Görres (Verfasser der Kindermythen) auf sich und schnaubte Wuth und Rache.

Herr Professor Marheinecke hatte über die Päpstin Johanna geschrieben; im Morgenblatte war ein beleuchtender Aufsatz dagegen erschienen, voll treffender Persiflage.

Herrn Hofrath Creuzer war Manches in den Briefen, das er auf sich zog, oder auch was von Andern gesagt wurde, zuwider.

Meine Briefe erregten einiges Aufsehen. Sie waren in wenig Hände gekommen, um das Exemplar in dem Lesezimmer der Herren Mohr und Zimmer riß man sich und viel mehr Exemplare mögen wohl vom Mgbl. nicht nach Heidelberg gelangen. — Unter denen welche sie lasen, gab es natürlich mehre, die nicht zu lesen verstehen, denn das ist in Wahrheit eine seltenere Kunst, als unsre Lesewelt sich einbilden mag; Freundschaft und Anhänglichkeit an den Personen, welche man darin angegriffen wähnte, ließ bei Andern den Blick nicht frei, sie nahmen die Blätter schon mit einer vorge-

faßten Meinung in die Hand, es schob sich auch wohl eine gewisse Nichtachtung gegen den, welchem man ziemlich allgemein die Briefe zuschrieb, dem Urtheile unter, aus seiner Feder schien Alles eine besondere Deutung zu erhalten; mancher fühlte in einer Art von patriotischer Aufwallung eine so dreiste Rüge bemerkter Mängel als eine Beleidigung seiner akademischen Würde, die schon des bösen Beispiels wegen nicht ungeahndet bleiben dürfe: kurz, die Gemüther fingen Feuer, man schrie über gräßliche Verleumdung, Antastung der Ehre und weiß der Himmel über was alles; Einer sprach dies dem Andern nach, und da man nicht Gelegenheit hatte die Wahrheit des Gerüchts zu prüfen, verließ man sich auf den Bericht derer, welche das Mgbl. gelesen hatten oder gelesen zu haben behaupteten und hielt es für nothwendig, die so schwer beleidigte Ehre der Freunde und Mitbürger zu rächen. — Einige der edelsten Männer beschlossen, eine Rechtfertigung der Angegrifnen gegen den muthmaßlichen Briefsteller, dem sie Undank und Bosheit zuschrieben, mit ihrer Namensunterschrift

durch die öffentlichen Blätter bekannt zu machen. — Konnte den oben genannten Herren, die schon längst auf eine Gelegenheit lauerten — nicht etwa dem Verfasser der Briefe, nein — dem verhaßten Morgenblatte einen tödtlichen Streich zu versetzen, etwas erwünschter kommen, als diese Gährung? — Jetzt hoften sie unter der Aegide so bedeutender Namen den Streich führen zu können und trauten in ihrer Einfalt diesen Männern wirklich die Kurzsichtigkeit zu, daß sie die geheimen Triebfedern ihres Eifers nicht erkennen würden. Unter der Redaktion des Herrn Hofrath Creuzer übernahm Hr. Görres das Geschäft, die Erklärung aufzusetzen. — Ich muß hierbei aufmerksam darauf machen, daß der zweite Brief (in welchem von Hrn. G. die Rede ist) nicht abgedruckt war, damit nicht etwa der Glaube, daß beleidigte Eitelkeit ihn gegen den Briefsteller erzürnt und zu Uebereilungen verleitet habe, den wahren Gesichtspunkt verrücken möge.

Der Aufsatz kam zur Unterschrift. — Wie erstaunten die Edeln, welche nur Wahrheitsliebe und

Rechtgefühl zu einer Erklärung bestimmen konnte, als sie den Unsinn lasen, der nur einer solchen Feder zu entströmen vermogte. Der eigentliche Gegenstand, um deswillen sie ein öffentliches Wort sprechen zu müssen glaubten, war ganz aus den Augen gerückt und statt der Würde, mit welcher dies Wort gesprochen werden sollte, fanden sie hier die empörendsten Beleidigungen der Wahrheit und gänzlich unschuldiger Personen, ia es wurde ihnen zugemuthet, sie sollten ein Blatt, an welchem sie zum Theil selbst unmittelbar Antheil nahmen, öffentlich brandmarken (die naivste Zumuthung, die mir noch vorgekommen ist, die aber auch nur bei einem einzigen, sonst schätzbaren Manne aus besondern Ursachen Eingang fand). — Mit Abscheu verweigerten sie ihre Unterschrift, denn die Privatrache des Hrn. Görres und Consorten zu befriedigen, waren sie keinesweges gesonnen. Es wurde eine Abänderung versprochen nnd erfolgte auch wirklich, denn der erste Entwurf soll an unsinniger Frechheit den vor uns liegenden unendlich übertroffen haben, und das will doch wahrlich viel sagen!

Aber auch nach dieser Abänderung konnte sich kein rechtlicher Mann entschließen, seinen Namen darunter zu setzen, am wenigsten aber, wer jetzt die Briefe selbst gelesen hatte. Dies war in der That nicht bei allen der Unterschriebenen der Fall; sie verliessen sich auf diejenigen, von denen sie zur Unterschrift aufgefodert wurden und die sich nicht gescheut hatten, selbst ihren Namen Preis zu geben; oder sie hielten es auch wohl für nachtheilig ihren Namen zu verweigern, bei der Vorspiegelung, das ganze akademische Corps würde einstimmig unterschreiben. — Wie Hr. Kirchenr. Daub und Hr. Prof. Fries zur Unterschrift gekommen sind — das kann ich nicht entscheiden; allein mit der Unterschrift des Hrn. Hofrath Arndt hat es folgende Bewandtniß:

Hr. Marheinecke und Hr. Zimmer (letzterer wahrscheinlich aus Buchhändler-Speculation als künftiger Verleger der Zeitung für Einsiedler) unterzogen sich mit Eifer dem ehrenvollen Geschäfte, die Unterschriften zu sammeln. Einer von diesen kam denn auch zu meinem Freun-

de und brachte ihm ein Exemplar der Erklärung mit, auf welchem der Name eines Mannes stand, in den er ein unbegrenztes Vertrauen setzt; man spiegelte ihm vor, es wäre blos die Rede davon, die Ehre seiner lieben Nachbarin, der Dem. Rudolphi, welche auf das Schändlichste verleumdet wäre, zu vertheidigen und sollte ihm ein oder der andere Ausdruck mißfallen, so würde dieser abgeändert werden; es käme nur darauf an, ob er zu einem so edeln Zwecke auch mitwirken wolle... Wie hätte mein Freund, der die Briefe noch nicht gelesen hatte, sich davon ausschließen sollen, besonders da man ihm von ihrem muthmaßlichen Verfasser nicht den vortheilhaftesten Begrif machte? Aber wie erstaunte der würdige Mann, als nun die Erklärung ihm gedruckt vorkam mit allen den Ausdrücken, welche er gemißbilligt hatte; als er den Namen seines Freundes vergebens unter den Unterschriften suchte und hörte, daß dieser ihn den Tag vorher, ehe man zu ihm gekommen war, bereits zurückgenommen hatte, jener Name aber erst ausgestrichen wurde, als der seine dort stand; und

er nun vernahm, daß der wahre Verfasser sich vor dem Abdrucke der Erklärung selbst genannt habe und — daß ich es sey?! — Auf eine so niedrige Weise hatte man ihn um seine Unterschrift — betrogen! — Ein Anderer, ein würdiger junger Mann hatte genau bezeichnet, was er unterschreiben wollte, und was nicht; man sagte, daß dies abgeändert werden sollte und setzte dann doch seinen Namen darunter, ohne an Abänderung zu denken. — Ein Dritter hatte, ohne den Inhalt genau zu erwägen, unterschrieben und foderte, als er darauf aufmerksam gemacht wurde, seinen Namen zurück, allein — das Blatt war schon in der Presse! . . . Und ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die geheimen Kunstgriffe anführen wollte, deren man sich bediente, um Unterschriften zu erhaschen . . . Dennoch konnten nicht mehr als achtzehn aufgestellt werden, obgleich Niemand von einiger Bedeutung von dem Antrage verschont blieb.

Und jetzt lese man mit Bedacht die Erklärung selbst, die man sich nicht scheute, Männern von Ansehn in der literarischen Welt zur Unterschrift

vorzulegen. Kann es wohl ein elenderes Machwerk geben? Ist sie nicht (auch abgesehen von ihrem moralischen Gehalte) selbst eine Versündigung seltener Art?

Nun wird es aber auch einleuchten, was sonst ganz unerklärbar scheint: Warum sich diese sogenannte Erklärung, so ganz wider Gebrauch und Recht, nicht etwa blos an den Briefsteller, oder auch an die Redaktion allenfalls wendet, sondern — den Verleger selbst angreift. — Auf diesen, auf das Morgenblatt selbst, war der Streich vorzüglich gezielt und Hr. Görres wähnte in seiner Verblendung, ihn so geschickt geführt zu haben, daß er nach der Erscheinung dieser Erklärung öffentlich verkündigt haben soll: Er habe das Morgenblatt todtgeschlagen. — Daß gerade mich sein Streich treffen sollte, war seine Absicht nicht, mit mir hatte er es nicht . . . Das Morgenblatt! Das Morgenblatt! — Ehe ich als der Verfasser bekannt wurde, wähnten die Herren wahrscheinlich, der obskure Briefsteller werde vor dem furchtbaren Anathema so berühmter

Akademiker gewaltig erschrecken und die Redaktion des Morgenblatts knieend anflehen, doch ja seinen Namen nicht zu nennen, oder auch sich zu demüthigen Entschuldigungen verstehen. — Und als der Verfasser bekannt wurde und man sah, daß er seinen Mann stehen werde, da ... wie hätte Rücksicht auf einen Namen, den keine literarische Glorie umstralt, der Wuth Schranken setzen sollen? Sollte Hr. Görres sich eine so günstige Gelegenheit zum Todtschlagen aus den Händen gehen lassen, Er, der in beiliegender Ankündigung seiner Vorlesungen den Tod selbst todtschlägt?

Warum ich diese Ankündigung hier beifüge? — Damit nicht etwa ihre Erwähnung im zweiten Briefe für eine Klatscherei gehalten werde .. Sollte sie selbst nun für sinnlos, albern und abgeschmackt gefunden werden, so werde dem Produkte was ihm gebürt! — von dem Vorwurfe der Klatscherei hoffe ich mich gereinigt zu haben. — Doch muß ich gestehen, ich habe mir bei dieser Anführung eine Unwahrheit zu Schulden kommen lassen, welche ich reuig zurücknehme. Ich habe nämlich ge-

sagt, Hrn. Görres mündlicher Vortrag sey nicht ohne Vorzüge: diesem muß ich aber nach den unverwerflichsten Zeugnissen feierlich widersprechen, denn er soll in jedem Betrachte unter aller Kritik seyn, Gewäsch ohne Zusammenhang, von dem Einzelnes selbst bereits als Seltenheit dem Publikum verschiedentlich ist mitgetheilt worden und worunter auch die herrliche geniale Behauptung gehört, die Dichtkunst der Deutschen sey kalt wie eine Hundeschnauze. — Unverständigen Zuhörern scheint was er vorbringt sehr tiefsinnig, weil — es gar keinen Sinn hat. — Ich muß gestehen, es ist mir ganz unbegreiflich, wie man Hrn. Görres nach Erscheinung der beiliegenden Ankündigung den Hörsaal eröfnen konnte; und gesetzt, diesem verwirrten Kopfe entsprühten zuweilen Lichtfunken: können diese bei jungen Feuerköpfen anders als zerstörend wirken? Es sind die elektrischen Funken einer Hagel-schwangern Wolke.

Unerhört ist der Angrif auf meine Ehre als Mensch und als Schriftsteller, dessen man sich auf Veranlassung meiner Briefe erfrecht hat; beispiellos

selbst in unsrer als streitsüchtig bekannten Literatur. Viele meiner Freunde waren der Meinung, ich müßte den Weg des Rechts gehen. — Ich glaube ihn zu gehen, indem ich das Publikum, vor dem man mich angeklagt und so sehr beleidigt hat, zum Schiedsrichter auffodere. Wie der gesetzliche Richterspruch lauten würde, kann nicht zweifelhaft seyn, allein dem rechtschafnen Manne genügt selten der blos rechtskräftige Beweis seiner Unschuld; es gibt einen innern Gerichtshof, vor welchem er sich gerechtfertigt zu sehen wünscht. — Durch nichts habe ich das Schweigen meiner Gegner brechen können ... die Gründe liegen freilich offen genug am Tage. — Was sollten sie antworten? Und so viel Geistesgröße scheinen sie nicht zu besitzen, ein begangenes Unrecht zu erkennen, eine Uebereilung zurückzunehmen, auch wenn sie die Ehre eines Unschuldigen noch so schwer beleidigt haben sollten. — Mancher möchte aber dies Stillschweigen doch misdeuten und andern Gründen beimessen. — Um nun jeder Misdeutung zuvorzukommen, habe ich mich dem wahrlich meinem Herzen

sehr unangenehmen Geschäfte unterzogen, den wahren innern Zusammenhang aufzudecken, und verbürge jede Anzeige in der Hauptsache nach Pflicht, Gewissen und Ehre, drei mir heilige Kleinode, die für mich ihren Werth noch nicht verloren haben. — Ich glaubte dies mir selbst und der Wahrheit schuldig zu seyn, um so mehr, als bei dem leider so häufigen und empörenden Misbrauch der Presse in unsern Tagen der Nichtunterrichtete leicht mich eines gleichen Misbrauches für schuldig achten könnte: denn es fällt doch schwer sich vorzustellen, daß achtzehn Männer mit Pflicht, Gewissen und Ehre — Verleumdungen und Lügen bekräftigen werden, Männer, welche größtentheils von einem erleuchteten Regenten zu öffentlichen Lehrern an eine Universität berufen sind, für welche er mit besonderer Vorliebe sorgt und welche im Vaterlande und Auslande eines nicht unbedeutenden Rufes sich erfreut? — Ja, es könnten wohl selbst Menschen, denen das Licht zuwider ist, und die aus Furcht oder aus Unverstand alle Publicität scheuen, auch diese Angelegenheit als einen

Beweis für sich anführen wollen, wie nothwendig es sey, die Preßfreiheit zu beschränken, das heißt bei ihnen, sie zu vernichten.

In der Idee hat es etwas ergreifendes, daß Männer von Ruf und Ansehn auftreten, den Unbilden ein Ende zu machen, welche die Unbesonnenheit, Bosheit und Schreibseligkeit in unsern Tagen angerichtet, und das hat der Correspondent in der Z. f. d. eleg. W. auch wohl dadurch sagen wollen, wenn er behauptet, die Sache an sich verdiene doch den Dank jedes Biedermannes. — Wäre hier wirklich die Idee herrschend gewesen, auch mein Dank würde der Sache an sich nicht entstanden haben; ich hätte mich vertheidigt und die edle Absicht würde dennoch nicht unerreicht geblieben seyn. — Ja hätten meine Gegner blos im Dienste der Idee (einer ihrer Lieblingsausdrücke) sich versündigt — gern wollte ich ihnen verzeihen... Aber daß sie diese Larve vornehmen, um damit zu täuschen und so eben der guten Sache schaden, welche sie sich das Ansehn geben zu vertheidigen —: sollte ihnen auch das ungeahndet hingehen, ihnen, die sich nicht

scheuen ihre eigene Nation zu schmähen, die es wagen dem Charakter des Deutschen, dem selbst das parteiische Ausland Gerechtigkeit widerfahren läßt, schlechte Grundzüge beizumessen? — Wollen sie denn von sich den Schluß auf eine ganze Nation machen?

Aber der Misbrauch, welcher mit der Publicität getrieben wird, ist doch in die Augen springend, so wie der Leichtsinn, mit dem Reisende über Personen und Staaten absprechen, das Haschen nach Persönlichkeiten und Anekdoten: — Ach leider... ja! Wer muß das nicht seufzend eingestehen? — Wem sind die Feuerbrände und Brandraketen mit ihrem ganzen Anhange nicht ein Greuel? und wer wendet nicht verächtlich seinen Blick von dem Anekdotenjäger, welcher sich in das Vertrauen der Menschen einschleicht, und auf die Eigenheiten der Personen lauert, einzelne Charakterzüge aufhascht, Familienverhältnisse erspäht, die Bemerkungen, welche vielleicht in einem misgestimmten Augenblicke, oder auch in der unbefangenen Fröhlichkeit des Herzens, diesem und jenem entfallen, auffaßt, um —

sie der Welt mitzutheilen, wovon vorzüglich Personen mit bekannten und berühmten Namen so häufig an sich selbst die traurigsten Erfahrungen gemacht haben? — Dies ist schändliche Entweihung des Gastrechts und Hochverrath gegen die Menschheit. Vor solchen Laurern gebietet Klugheit und Pflicht die Thüre zu verschließen. — Allein ein freimüthiges Urtheil über allgemeine Verhältnisse ohne Anekdotenjägerei und Anspielungen, über Sitten und Gebräuche, über bürgerliche Gegenstände, über Personen von öffentlichem Charakter nach ihrer öffentlichen Erscheinung, sind sehr erlaubt; nur aus dergleichen Beobachtungen lernt der Mensch den Menschen kennen, und zu dieser Kenntniß sollen uns Reisebeschreibungen doch wohl vorzüglich verhelfen? — Und nun gar die öffentlichen bürgerlichen Verhältnisse (Gerechtigkeitspflege, Polizei, Armenpflege), alle Anstalten, öffentliche oder private, welche darauf Bezug haben (Cultus, Erziehungsanstalten, Theater, Akademieen, Gesellschaften zu einem bestimmten Zwecke, öffentliche Gesellschaften der Geselligkeit u. s. w.), Anlagen zur Verschöne-

rung oder zum Nutzen einer Stadt u. s. w. dürfen sich der Publicität wohl unter keinem Vorwande entziehen wollen, und es ist — obgleich im Grunde ziemlich allgemein, aber auch — eben so inkonsequent als unbillig, das Recht des öffentlichen Urtheils darüber streitig machen oder wohl gar mit dem Namen Klatscherei brandmarken zu wollen; vorausgesetzt, daß man der Reinheit des Urtheils keinen Vorwurf zu machen hat. — Immerhin mag selbst das Urtheil hier und da der Berichtigung bedürfen; der Reisende ist ein Mensch und hat seine individuelle Ansicht: stellt er diese mit reinem Herzen auf, so ist selbst die Einseitigkeit, die er sich in manchen Stücken mag zu Schulden kommen lassen, oft belehrend. —

Die liebe Bequemlichkeit, die so gar gern in dem alten ausgetretenen Geleise behaglich hinschlendern mag, ist freilich freimüthigen Reisenden nichts weniger als geneigt, gerade diese Bequemlichkeit ist aber die Hauptfeindin des wahren Menschenglücks und sie in ihrer süßen Behaglichkeit stören, ein Verdienst um die Menschheit. — Den Mantel der

Liebe, den man uns gemeiniglich zu einer Decke für Thorheiten und Mängel (um nicht Verbrechen zu sagen) empfiehlt, der sollte ganz weggeworfen werden. Unter diesem beliebten Mantel kann der Esel freilich ruhig fortweiden, auch wohl den Löwen spielen, wenn der Zufall ihm eine Löwenhaut umwarf und es mag sehr ärgerlich seyn, wenn nun Jemand ihn bei den Ohren faßt und Andern zuruft: Seht hier unsern Langohr; auch der Bösewicht läßt sich die Decke gern gefallen ... Der Verständige und Rechtschafne scheut aber ein freies Urtheil eben so wenig, als der, welcher der Liebe fähig ist, in seinem Urtheile die Grenzen überschreiten wird, die nur das Gefühl zu bestimmen vermag.

Nur das Gefühl? — Diese Behauptung könnte gewagt scheinen. — Wir haben bis jetzt noch keinen bestimmten Begrif von der Publicität und was vor ihren Richterstuhl gehört oder nicht. Eine gründliche Untersuchung dieses interessanten Gegenstandes, sollte sie nicht eine würdige Aufgabe für eine Akademie seyn? — Wäre es möglich sie auf feste Prinzipien zurückzuführen, wahrlich es könnte

der Menschheit und besonders Deutschland kein wesentlicherer Dienst geleistet werden. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist bedenklich, vielleicht entscheidend für den Gang unsrer Bildung, für unsre Geistesfreiheit. Sollen wir unthätig zusehen, wie durch den Misbrauch des heiligsten Rechts denkender Menschen, sich gegenseitig ihre Ansichten mitzutheilen und zu berichtigen, dies Recht selbst vielleicht verdächtig werde? — „Vor allen Dingen aber ist es jetzt nothwendig" — schreibt mir ein würdiger Freund, „einen Punkt ins Reine zu bringen, über „den unser Zeitalter durchaus mehr Aufklärung „bedarf, worin nämlich das Recht der Publi„cität, das jeder Biedermann als das einzige und „unantastbare Palladium jeder guten Sache anerken„nen muß, sich vom Pasquill unterscheidet, das „jeder Rechtliche verdammen muß". — Die Grenzlinien sind fein. — Ein reines Herz, unverfälschte Wahrheitsliebe und — Anerkennung der Würde des Menschen in sich selbst und in Andern, sind die zuversichtlichsten Wächter, daß sie nicht überschritten werden.

Ich gestehe, daß diese Rücksicht auf das Bedürfniß des Zeitalters mich ganz vorzüglich angefeuert hat, den gegenwärtigen, in jeder Hinsicht so merkwürdigen Beitrag zu dem Processe der Publicität gegen ihre Widersacher dem Publikum mitzutheilen: denn ich für mein Theil hätte mich allenfalls mit dem Schweigen meiner Gegner, das jeder Unbefangene recht gut zu deuten wußte, begnügen können. — Möchte meine Absicht nicht verkannt werden und nicht unerreicht bleiben! —

Beylage.

ANKÜNDIGUNG
PHILOSOPHISCHER
UND
PHYSIOLOGISCHER
VORLESUNGEN

IM WINTERHALBENJAHRE
1806 — 7.

VON

PROFESSOR GÖRRES.

HEIDELBERG
ZU FINDEN BEI MOHR UND ZIMMER.

Wie das All in seinem Wesen wurde, war und ist; wie in der uralten Nacht die ewige Sphynx in tiefe dunkle Verschwiegenheit hingelagert liegt, und des Daseyns Räthsel tief in der starren Brust verschliesst, wo der Tod in stiller Verborgenheit sie hütet; wie aber dann, wann der junge Tag aufgeht, und eine andere Natur dem Dunkel und dem Geheimniss feindlich, abgeneigt der Nacht und Finterniss, in der die materiellen Kräfte brüten, aus dem Schoose der schaffenden Kraft hervorbricht, und erst wie eine ferne Dämmerung um den Horizont des werdenden Universums spielt, und nun die Mitternacht vor dem neuen Licht ergraut, und die Finsterniss sich in Schattenschemen bricht und wölkt, und der Elemente wunderbare seltsamgestaltige Welt sich in den dunkeln Gewölken regt, und schlaftrunken, schwer und träg die Kräfte sich in der gebährenden Nacht zusammenfinden, und langsam, leise und schweigend in der Schöpfung geheimnissvollem Weben

sich aneinanderfügen; wie dann die Schaaren der Feuergeister sich stärker drängen, mächtiger die Glut durch die Schattengebirge blitzt, und hell die neue Zeit in den Feuerstreifen der ersten Aurore aufglüht, und kräftiger sich's im dunkeln Reiche rührt und regt, bis der Lichtgeist selbst über Alles glorreich, herrlich über die Weltgebirge schreitet, und nun die Nacht erbleicht, nnd die Finsterniss in die Tiefe des Stoffes sich eilig flüchtet; wie Erz und Stein im Morgenstrahl dann froh erklingen, und zornig sich die ewige Sphynx erhebt, und tiefer in die Nacht hineilt zum dunkeln Pole der neugebornen Welt; wie aber vor des Feuers gewaltiger Macht bald des Frostes Kraft ermattet und des Todes Gewalt sich bricht, dass er sterbend an's Leben sich verliert; wie das ungeheure Bild vor dem Glanze in sich selbst zerfliesst und die gefangenen Räthsel eilig dem tief verborgenen Kerker dann entrinnen, und auffliegen in den geklärten Aether und wieder niedertauchen in das Elementenmeer, aus dem sie sich hinaufgerungen haben, und nun mit Leibern

angethan in freien Intelligenzen wohnen, und auf den Fluten spielen, und auf den glücklichen Inseln wohnen, die sich über sie erheben; wie dann die Gestirne, glühende Feuertropfen aus dem Empyreum der Gottheit niederregnen, und in Flammenströmen durch die Räume stürzen, und in einen einzigen unermesslichen uferlosen Ozean zusammenfliessen; wie *ein* allgewaltig, unzerstörbar, nie veraltend Leben dann im Universum wirkt, und blitzt und brennt und flammt; und wie ein Geist als aller Geister Geist, und eine Natur als aller Naturen Natur im Innersten des Alls wirkt, und wie der Urgeist der Urnatur eingewohnt erscheint, und über diesem sichtbaren offenbarten Gotte, das wahre primum existens, der höhere Unerforschliche, die urschaffende Kraft, die setzende Gottheit selber wohnt, und wie Alles verloren in diese erste und einzige Wesenheit erscheint, und alle Individualität untergegangen in der Wesenheit, der Alles Eins und das Eine Alles ist, darüber und über noch ein Mehreres giebt die *Philosophie* uns Zeugniss, die

das Göttliche, das die *Religion* in seiner *Idealität* anschaut, in seiner *Realität* ergreift, und in diesem Ergreifen sich subjectiv als *Kunst*, objectiv als *Wissenschaft* darstellt.

Jede Philosophie ist daher wesentlich *Pansophie*, wie jede Religion wesentlich als *Theosophie* erscheint: wie der Gottheit überschwenglich, selig Wesen in der Schöpfung in ein göttliches reales Ebenbild sich manifestirt; so gestaltet gleichfalls die Religion in den Tiefen des Geistes sich ein würdig Gegenbild; was beschlossen, still und heilig in jener ruht, tritt in dieser historisch und physisch im Realen auseinander, das der Geist vom Universum in sich aufgenommen hat; über den Wässern brütet die Weihe und die Kraft der höheren Begeistrung, und das Siegel schmilzt im Strahle, und es beginnt ein emsig Streben, rasches Spielen, wildes Treiben, inneres Gähren, stilles Thun und Weben, brausend Kochen, Geister kommen, gehen, wirken schweigend und bedeutend, im Verborgenen fördert sich das Werk, weiter immer weiter, wie Corallenbau, steigt es

von dem Boden auf, bis es sich durch das Chaos drängt, und freudig sich in der schaffenden Klarheit sonnt. So wird die Welt im Ueberschwenglichen aus der Gottheit ausgeboren, so gebiert sich die Philosophie als Emanation der Religion, als ein Universum, in dem diese als Centralsonne als Gottheit steht.

Die Aequation des Einen und des All ist der Gottheit Wesen; Unendlichkeit in Zeit und Raum, in Zahl und Form des Universums Wesen: inneres Aufgehen alles Gegensatzes in der heiligen Uridee ist der Character der Religion; Unendlichkeit nach allen Richtungen, Progression nach allen Dimensionen des Realen das Wesen der Philosophie. Es ist *ein* feurig Blinken, was den Himmel überzieht, aber unendlich viele Lichtpunkte sind in das Blinken aufgelöst, die das bewaffnete Auge scheidet; so ist die Uridee des Alls gleichfalls wie im Geiste ausgespannt, und Lichtgewölke sind die Ideen, in der Uridee geschichtet, und in Sterne gehen die Ideen wieder auseinander, und Gränzen sind nirgendwo, und

jedes Sternes Licht ergiesst sich nach allen Richtungen ins Ganze hin.

Im ganzen Sterngewimmel, das sich am Himmel drängt, aber ist vorzüglich ein Gestirn uns eng befreundet, unserer Persönlichkeit nahe gerückt, und verwachsen mit unserm ganzen Seyn und Wirken, und zwar ist die Sonne dies Gestirn. Auch im *Cosmos* der Wissenschaft ist solch ein nahe befreundet Ideengeschlecht, das unter den realen Darstellungen im Reiche der Philosophie am tiefsten in unsere Individualität eingreift, und das ist der *Microcosmos*, und daher die *Physiologie*, als die Wissenschaft, die diese Idee in sich aufgenommen hat, unter allen Formen die uns zunächst verwandte, und diejenige, die am unmittelbarsten alle Reflexe in sich sammelt, und in ihrer höchsten Vollendung im gediegensten Feuer strahlt und brennt.

Davon aber handelt die Physiologie, wie ein lebendig Wesen in's allgemeine Leben hingestorben, doch in eigner Selbstständigkeit besteht, und ein inneres, persönliches Leben dem Alle-

ben abgewinnt; wie die Genesis des grossen Pans auch die des individuellen Organisms ist, und die Totalität in allen ihren Tendenzen eingeht in die Einzelnheit; wie das Organische hervorgeht in der Versenkung des Geistigen in höchster Gediegenheit in das rein erschlossene Natürliche, und wie daher in ihm der Reflex des Realen ins Ideale zurück beginnt, und die Verklärung der Wirklichkeit, wo alle Wesenheit in electrisches Feuer aufgebrannt nach aufwärts zuckt in Regionen die das Unendliche bewohnt; wie aber abwärts der reale Gott, Pan, ein neues Abbild in die Gestalt und das Wesen der Leiblichkeit projiciirt, und das Reale sich realisirt von neuem, und einkehrt in uns und in unserm Innern wohnt; sie entwickelt endlich alle die Verhältnisse, die innerhalb des neuen Himmels walten, und die Bilder, die dort auf und nieder ziehen, und die Bahnen, die sich schlingen.

Das ist daher das Verhältniss der Philosophie und der Physiologie, Allleben und Einzelnleben; Weltgeist und Menschengeist, Himmelsbahn und

irdisch Pulsiren, unendlich Thun, unendlich Streben; ewig Schicksal, endliche Nothwendigkeit. Die Philosophie von ihrer natürlichen Seite genommen, will des Weltganzen innerste Verborgenheit aufdecken, wie das Geäder durch den grossen Körper läuft, wie die Nerven sich durcheinanderschlingen, wieder voneinanderlassen, wie Faser mit Faser sich verwebt, und die Geister brausen, und die Pulse schlagen, und das Leben dunkel glüht, wie die Wasser in tiefem Schachte stürmen, und die Meteore ziehen, und die Stürme eilig daherstürzend toben, und ein Othem der Lebendigkeit durch das ganze Daseyn geht. Die Physiologie aber philosophisch genommen erkennt des Himmels Abglanz im Tropfen, der schwebend in der Erdenathmosphäre hängt, in der Tiefe der Leiblichkeit findet sie die wunder der Ferne wieder, und des Firmamentes Widerschein, des Aethers Klarheit in der dunkeln Nacht des Organischen, die Aequationen und die Perturbationen reproduciren sich ihr im Leben, und

die Formel erscheint in den Functionen begeistigt und beseelt.

Die Erörterung dieses Verhältnisses in wenig Worten hat der Unterzeichnete sich zum Gegenstande dieser Einladungsschrift genommen; indem er sich vorsetzte, beide Wissenschaften, jede abgesondert für sich, in seinen Vorlesungen darzustellen, glaubte er diese mit der Andeutung ihrer Einheit und ihrer Homogeneität eröffnen zu müssen, damit wenigstens im Beginne Gleiches sich zu dem Gleichen halte, und im Verfolge, nach allen Durchkreuzungen der speziellen Entwicklung, wieder sich zusammenfinde, was ewig bei einander wohnt. Er schliesst dann diese fliegenden Blätter mit dem Wunsche, dass es ihm gelingen möge, indem er vom Leben lebendig spricht, auch Leben im Lebensfähigen zu wecken, und jene Begeistrung hervorzurufen, die allein des Wahnes wirre Misgestalten niederschlägt, und aus des Geistes tiefverborgenen Gründen, kecke, kräftige, in sich gegründete Gebilde zu Tage zieht, die ihre Seele in sich

selber haben, und nicht wie Automate im fremden Geiste leben.

Heidelberg am 6. November 1806.

GŒRRES.

Die angekündigten Vorlesungen werden sich am 14. November eröffnen, und zwar Eine derselben Nachmittag von zwei bis drei, die Andere zu irgend einer andern Stunde, die nach der Convenienz der Theilnehmenden bestimmt werden soll. Im Nebelischen Hause No. 375 werden sich die Concurrenten melden.

Schwaighofer.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reinbeck, Georg,

Heidelberg und seine Umgebungen im Sommer 1807 Nebst einem merkwürdigen Beitrage zum Processe der Publicität gegen Ihre Widersacher, und einer Beilage

Tübingen 1808

Germ.sp. 364 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10020941-8